

Silvianer Zeitung

Ercheint wöchentlich zweimal: Donnerstag und Sonntag früh.

Schriftleitung und Verwaltung: Prešernova ulica Nr. 5. Telefon 21. — Anzeigen werden in der Verwaltung gegen Berechnung billiger Gebühren entgegengenommen.
Werkstatt: Für das Inland vierteljährig Din 25.—, halbjährig Din 50.—, ganzjährig Din 100.—. Für das Ausland entsprechende Erhöhung. — Einzelne Nummern Din 1.—

Nummer 103

Sonntag den 24. Dezember 1922

4. [47.] Jahrgang

Aufbauen!

Von Leo Hans.

In die Zeit der kurzen düsteren Tage und der langen Nächte fällt das immer sich erneuernde Gedenden der Geburt des Menschheitserlösers. Die Sehnsucht nach Licht und Freude hat einst die lodernnden Opfer der Sonnwendfeuer entflammt. Das Christentum entzündet den Weihnachtsbaum, das mildere Symbol der Liebe, der Versöhnung und der Zusammengehörigkeit. Im Herzen keines anderen Volkes wird dieses Fest inniger empfunden als im deutschen Herzen, denn kein Volk hat ein tieferes, ja kindlicheres Gemüt. Alles, was gut im deutschen Menschen ist, dringt an diesem Tage nach außen.

Zum fünftenmal leuchtet der Weihnachtsbaum, seit sich die Waffen an den Fronten des Weltkrieges senkten. Aber es ist kein wahrer Friede, den er erhellt. Die Welt und vor allem Europa windet sich in politischen und wirtschaftlichen Krämpfen. Immer noch droht neue Kriegsgefahr, alles ist in Fluß.

Was noch kommen wird, wer vermag das heute schon zu sagen? Frankreich hat die unbeschränkte Führung in Europa an sich genommen. Seine Volkentwicklung bewegt sich aber auf der absteigenden Linie. Kein noch so großes Heer vermag daran etwas zu ändern, keine noch so vollkommene Rüstung. Seine Gelehrten erheben die Warnungsrufe, die Statistiken sprechen es mit eisiger Klarheit aus. Die Erkenntnis der schwindenden Kraft treibt das ehrgeizige Land, in dessen Geschichte der Glanz und die Glorie

Das Weihnachtsfest.

Nachfolgenden Aufsatz haben wir aus dem literarischen Nachlasse des verstorbenen Oberlehrers Franz Kollnig in Slovenska Bistrica übernommen. Er wurde im Jahre 1899 verfaßt und klingt wie der Weihnachtsgruß eines leider viel zu früh Dahingegangenen in unsere Zeit herein.

Die Abhängigkeit unserer Altvorderen von der Mutter Natur, das freie, ungebundene Leben in ihr und der Mangel jener Behelfe, die unsere heutigen Kalendermacher die Bitterung und die Zeit im vorhinein bestimmen lassen, wies die alten Deutschen zu genauer Naturbeobachtung an. Diese Beobachtungen führten auch zu einer Anzahl sogenannter Wetterregeln, die wir noch heutzutage beim Volke finden. Freilich, dem Städter kann es ziemlich gleich bleiben, ob diese oder jene Weissagung eintrifft oder nicht, aber für das Volk war und bleibt es ein Hauptfaktor, mit der Unbill der Bitterung zu rechnen, da mit dieser die Fruchtbarkeit und das Gedeihen der meisten und wichtigsten Feldfrüchte im unmittelbaren Einklange stehen.

Hagel, Frost, Dürre, zuviel Nässe üben einen Einfluß aus, der vom Volke oft bitter empfunden wird. Die vieljährigen Erfahrungen, die das Kind oft von den Eltern zu hören bekam und die es dann mit ins reife Alter nahm, konnten nur durch das Leben im Freien gewonnen werden, also von einem Volke, dessen liebster Aufenthalt die Wälder und die Fluren bildeten. Durch den Einzug des Winters sahen sich nun diese an die Freiheit so sehr gewöhnten Völker jener gänzlich beraubt, an die Stube gebunden und mit Sehnsucht

der Nation oberstes Gesetz ist, zu immer neuen Rüstungen, welche die Welt beunruhigen. Es muß alle aufstrebenden Völker in ihrem Fortschritt und in ihrer Entwicklung behindern, wenn es die künstlichen Machtverhältnisse aufrecht erhalten will. Wäre die französische Nation stark, gesund und selbst aufwärts strebend, so könnte sie ohne Sorge den Aufstieg der anderen mit ansehen. Sie könnte vom Vernichtungswillen, der sich gegen den deutschen waffenlosen Nachbar richtet, ablassen. In der tiefsten Not seiner Befiegung, in der Verzückung seiner Friedenssehnsucht hätte das deutsche Volk dem gerechten, edelmütigen Sieger einen Tempel in seinem Herzen gebaut, worin die Schlachtschilde zu ewigem Frieden aufgehängt worden wären. Der Edelmüt wäre zugleich die höchste politische Weisheit gewesen.

Man hat das nicht gewollt, man ist mit den Forderungen weit über Vernunft und Möglichkeit hinausgegangen, man hat als ewig brennende Schande die Schwarzen Afrikas an den deutschen Rhein gesetzt und ihnen deutsche Mädchen vorgeworfen. Man wollte, nachdem die kühnsten politischen Ziele erreicht worden waren, dem deutschen Volke auch wirtschaftlich den Todesstoß versetzen, obwohl man gerade in den letzten Jahren die unwiderlegbare Erfahrung gemacht hatte, daß der Wohlstand aller die Voraussetzung für das Gedeihen der eigenen Volkswirtschaft bedeutet. Es scheint, daß gerade vor Weihnachten auch in Frankreich Ernüchterung und Umkehr eingetreten sei.

Ein kleiner Weihnachtstrost für das niedergedrückte deutsche Volk.

mußten sie eine Befreiung, eine Erlösung aus dieser Zwangslage herbeigewünscht haben. Man muß sich vorstellen, wie hart nun der nordische Winter für diese Völker gewesen sein, wie hart sein Druck auf dem Volke gelastet haben mußte, wo aller Verkehr gehemmt, alles Leben eingeschnitten und eingefroren war, um die Freude zu begreifen, wenn ihm die Kunde vom baldigen Ende dieser Haft durch aufblühende Blumen als anlangende Boten des neuen Frühlings gebracht wurde. Wenn wir heute durch die hochentwickelte Kultur jener Winterbeschwerden überhoben sind, so sind wir damit auch jenes lebendigen Naturgefühls beraubt, das jene Volksfeste schuf, die den alten Deutschen so heilig galten. Wir tanzen nicht mehr um das erste Weischen, holen den ersten Maikäfer nicht festlich heim, und verdient keinen Votenlohn, der die erste Schwalbe oder den ersten Storch ansagt; nur in den Kindern lebt noch ein Rest solcher Gefühle, die wir eben ängstlicher an die Stube binden.

Wenn die Sonne ihren niedrigsten Stand erreicht hatte, feierten die Germanen ihr Weihnachtsfest. Es ist die dunkelste Zeit des Jahres, jene, wo alles Leben starr ist, wo alle Säfte stocken, die Erde selbst, wie man glaubte, der Haft der Wintertiefen verfallen scheint, zugleich die Zeit, wo die Sonne wiedergeboren wird, die den neuen Frühling bringen soll. Jetzt war auch der Beginn des neuen Jahres; die alten Germanen rechneten nämlich ihre Jahre nach Wintern und die Tage nach Nächten, wofür die Worte Weihnacht und Faschnacht, uns heute noch sehr geläufige Bezeichnungen, als Ueberbleibsel aus jener Zeit anzusehen sind.

Die Zwölften, das sind die zwölf Nächte von Weihnachten bis Verchternacht, heute St. Dreikönigstag,

Bisher und vielleicht noch weiter kämpfen die Pariser Machthaber mit aller Kraft gegen den Sieg der Erkenntnis, die immer weitere Kreise der Weltmeinung erfasst. Alle Völker verspüren die unheilvollen Wirkungen der französischen Machtpolitik, die sich der Not als eines politischen Mittels bedient. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Stellungnahme entscheidend für das Schicksal unseres fast bankrotten Erdteils sein wird, machen gegen das französische System entschiedene Front. Welcher Staat in Europa könnte es bei der allgemeinen Notlage wagen, sich mit der Ansicht der Union in Widerspruch zu setzen, ausgenommen Frankreich? Und auch dieses baut nur auf die Langmut seines ehemaligen Verbündeten. Tatsächlich ist das Schicksal Europas besiegelt, wenn sich Amerika von ihm zurückzieht. Die Möglichkeit und Gefahr besteht. England wüßte sich dank seiner ungeheuren Kolonien zu retten. Ueber dem übrigen Europa aber dürfte dann die rote bolschewistische Flut zusammenschlagen. Wenn Frankreich trotz dieser ungeheuren Gefahr greifenhaft eigensinnig seine Katastrophenpolitik befolgen sollte, die erst kürzlich der amerikanische Votschafter in London gezeichnet hat, findet das junge, aufstrebende Europa keinen Weg, auf dem man der gemeinsamen Gefahr begegnen könnte?

Ueber das französische System gibt es doch keine Täuschung. Die ganze alte Welt ist siech, seit Frankreich sie beherrscht. Sehen wir von Deutschland ab, so gibt es außerhalb seiner Grenzen keinen Staat, der nicht mit einem oder mehreren Nachbarn fast unlösliche Kon-

waren den alten Deutschen hochheilig und da feierten sie ein Fest, zu dem alle Vorbereitungen bereits abgeschlossen sein mußten, denn in dieser Zeit durfte nichts gearbeitet werden, alles ruhte: es war ein Fest des Friedens und der Freude. Diese zwölf Nächte galten als die Mutternächte der zwölf Monate, sie waren Vostage und den Sonnengöttern geweiht.

Der Wintermonat war dem Licht- und Sonnengotte Freyr oder Frö, dem Lieblinge der Götter, geweiht. An dem Götterglauben und an dem sich daraus ergebenden Kult hielten die alten Deutschen mit einer Zähigkeit und Ausdauer fest, worin die Erhaltung ihrer Gebräuche bis auf unsere Tage ihre Erklärung findet. Als nun die Verkündiger des Christentums die neue Lehre zu den Deutschen brachten, stießen sie auf harten Widerstand. Die liebgeordneten Feste und Gebräuche, ihre Sitten, woran die alten Deutschen von Jugend auf mit inniger Liebe und Hochachtung hingen, sollten sie nun aufgeben und sich einer neuen Lehre anschließen! Die strengsten Erlässe Karls des Großen und der Kirche, die heidnischen Gebräuche aufzugeben, fruchteten nichts; durften sie ihre Feste nicht öffentlich begehen, so taten sie es im Geheimen, in der Familie: die Deutschen blieben dem Glauben ihrer Väter treu.

Die ersten Verbreiter des Christentums feierten das Fest der Beschneidung Christi am 6. Jänner, dessen Geburt jedoch im März, ja sogar im Mai. Da aber das Geburts- und das Todesjahr Christi nicht genau feststeht, erscheint die Notiz im Evangelium Matthäi als die glaubwürdigste, wonach die Geburt des Erlösers noch in die Regierungszeit Herodes des Großen falle, also in das 4. bis 6. Jahr vor der gewöhnlichen christlichen Zeitrechnung zu verlegen wäre. Astronomen

flotte hätte. Diese Gefahrenstimmung braucht Frankreich, weil es damit alle in der Hand zu haben glaubt. Gewiß, einzelne slavische Völker haben durch den Friedensschluß gewonnen, andere und sie selbst haben aber auch verloren, weit mehr als recht und billig war und sich jemals mit den feierlich verkündeten Grundsätzen des Selbstbestimmungsrechtes vereinbaren läßt. All diese Gewinne vermögen die ungeheure Tatsache nicht zu verschleiern, daß die Westmächte die große Masse des Slaventums um Jahrhunderte in ihrer Entwicklung zurückgeworfen haben. Der unselige Krieg hat die traditionelle Freundschaft der zwei größten Völker des Kontinents gestört. Daran sind Deutschland und Rußland zugrunde gegangen. England und Frankreich haben das Werk vollendet. Sie haben die politische Einheit des russischen Reiches zerstört, weil diese Einheit eine Macht darstellte, die den englischen Weltmachtplänen und den französischen Vorherrschaftsbestrebungen im Wege stand. Sieger in diesem Kriege sind nur Angelsachsen und Franzosen. Wie lange sich die Weltpolitik der Gegenwart in ihrer heutigen Gestalt halten wird, wird von den Beziehungen zwischen Deutschen und Slawen abhängen.

Was immer aber kommt, das Deutschum wird seine Geltung wieder erringen. Der gigantische Zusammenbruch beim Kriegsende hat die Grundlagen seiner Weltgeltung verändert. Es hat sich, soweit unabänderliche Tatsachen gegeben sind, damit abgefunden. Aber es ist, wenn auch von geänderten Grundlagen aus, in der ganzen Welt an der Arbeit, seinen Ruf und seine Geltung wieder aufzubauen. Ueberall ist es zur positiven Mitarbeit bereit, der seinem schöpferischen Wesen entspricht. Trotz des ungeheuren ideellen Umschwunges haben sich auch in den Nationalstaaten die Deutschen auf den Boden der Tatsachen gestellt. Hier könnte es von Nutzen sein, die Worte in Erinnerung zu bringen, die der neue amerikanische Botschafter in Berlin vor seiner Abreise in New York sprach. Er sagte, Amerika könne nicht glücklich werden und gedeihen, solange die Mitbürger deutscher Zunge verbittert seien. So spricht der Botschafter des mächtigsten Wirtschaftskörpers der Welt. Niemand wird leugnen können, daß in den Nachfolgestaaten die wirtschaftliche Organisation zum

großen Teil ein Werk deutscher Arbeit ist, die man nicht entbehren kann. Es hieße also, sich selbst schädigen, wenn man den Organisator schädigt. Unwillkürlich erinnert man sich an den Ausspruch des serbischen Politikers, der die Deutschen den Ritt Europas nannte, und jener kroatischen Stimmen, die auf die europäische Stellung des deutschen Volkes hinwiesen.

Die Völker durchleben ernste Stunden. Ueberall meldet sich die wirtschaftliche Not. Amerika mahnt zur Besinnung. Es geht nicht mehr um das Schicksal der Besiegten allein, die Sieger selbst sind in Gefahr. Gewiß, Deutschland leidet am schwersten. Nur dank seiner hochstehenden Kultur und Disziplin hat es bisher der doppelten Gefahr standhalten können: dem unbeschreiblichen Druck von Westen und der Umsturzdrohung im Osten. Nitti, der unerschrockene Vorkämpfer der Vernunft, sagt hierüber: „Kein anderes Volk hätte widerstanden. Nur dank seiner großartigen moralischen Widerstandskraft hat Deutschland bis heute widerstehen können; nur durch seine großartige Intelligenz wird es, zum Heile Europas und der Welt, wieder aufstehen.“ Die jetzige Tragödie Deutschlands wird das nicht hindern, denn „während sie die große Wiedergeburt des germanischen Volkes nicht aufhalten wird, wird sie verhängnisvollerweise in ihren Sturz einen nach dem anderen, alle Staaten Europas hineinziehen.“ Walte Gott, daß diese Warnung, der alle Einsichtigen zustimmen, rechtzeitig beherzigt wird. Dann erst werden die Weihnachtsglocken den wahren Frieden einläuten.

Nationalstaat und Wirtschaftsstaat.

Von Dr. C. Morocutti.

II.

Deutschland ist der erste Wirtschaftsstaat dieser Erde, beherrscht von dem alteingewurzelten Pflichtgeiste deutscher Ordensritter.

England aber ist der Handelsstaat, der geschäftsgewandte Kaufmannsstaat. Willkürgeist: Deute, Gewinn und dann bequemes Leben.

Deutschland und England, Blut vom selben Blute, beide Bezwingler, doch der scharfe Gegensatz: bei dem einen Arbeit aus Liebe zum Erfolge, aus Genüßliebe; bei dem anderen Arbeit aus Liebe zur Arbeit, Glück des Schaffens an sich. (Diese Gegen-

Weise ist es möglich geworden, die alten Deutschen für die neue Lehre zu gewinnen und dem weisen Freyr gegenüber den lichten Christ treten zu lassen. Die Kirche nahm nun das germanische Weihnachtsfest auf, mußte sich aber damit begnügen, an die Stelle einstiger Göttergestalten christliche Namen treten zu lassen und den Gebräuchen christliche Bedeutung zu verleihen suchen. Mit dem germanischen Weihnachtsfeste wurde auch der Weihnachtsbaum ein christlicher Brauch, zugleich ein billiges Mittel, die gutmütigen Germanen zur Verteilung und Verbreitung der neuen Lehre gegen Slawen und Sarazenen zu gewinnen. Wer nun mit seinen eigenen Augen in der raschen Verbreitung des Christentums die Wirkung der Aufnahme heidnischer Gebräuche zu sehen vermag, wird finden, daß die alten glaubensstarken Deutschen zu unseren christlichen Hauptfesten — Ostern ist das altgermanische Fest der Frühlings-Tag und Nachtgleiche zu Ehren der Göttin Ostara — den Grund gelegt und sich ihre ursprüngliche Auffassung, ihr Glaube eigentlich erhalten hat: und darauf seien wir stolz und feiern wir jederzeit das Weihnachtsfest als deutsches Fest, nach altem Brauch!

Die altdeutsche Weihnachtszeit begann mit dem — sagen wir nicht den fremdländischen Namen Dezember, sondern — 6. Weihnachts- oder Julmond und dauerte bis zur Berchennacht, den 6. Eismond. Die Zeit vor dem Weihnachtsfest: bildete das Vorfest der Winter-sonnenwende; das Christentum hat daraus den Advent gemacht. Die sogenannten Rauhnächte am 6. Julmond, heute St. Nikolaus, 21. Julmond, St. Thomas, Weihnachten und Berchennacht haben noch heute ihre Be-

überstellung des deutschen und englischen Geistes ist in dem Buche Oswald Spenglers „Preukentum und Sozialismus“ trefflich durchgeführt.) Ich betone: auch England ist ebenso wenig national als Deutschland; es ist maßlos erfolglos, geschäftlich überaus klug und vor allem — bequem.

Auch die Russen sind kein nationales Volk; sie sind ein suchendes Volk: sie suchen Arbeit und Gott. Freudig liebend arbeitet der Russe, ja man möchte sagen, spielend wie ein Kind, aber er arbeitet nicht geschult, nicht deutsch. Auch seine Gottsehnsucht ist von einer rührenden, gläubigen Kindlichkeit. Dostojewsk's reiner Knabenhafter Aljoscha, das ist der russische Typ, kein gedanken- und lustverzerrter Faust. Gläubige Kinder mit lichten Augen findest du im russischen Volke, nicht den ringenden, Gott trogenden faustischen Denker. Selbst der große Ueberwinder und Empörer Tolstoj ist solch ein Kind, suchend noch auf seiner Todesflucht.

Und doch ist kein Volk dem anderen so nahe wie das russische dem deutschen. Das gleiche Suchen befeuert die beiden großen Völker. Der Deutsche hat sein Suchen gebändig, oft zu seinem Nachteile; der Russe ist noch ungehemmt in seiner Sehnsucht, begehrend und mit den Händen greifend wie ein Kind. Das ungebändig kindliche Begehren ist das Unglück des russischen Volkes. So griff dieses große Kinder-volk nach einem leuchtenden Wunderstab, der es durch ein Land der Freiheit und Brüderlichkeit, der Gleichheit leiten sollte. Als dann das haschende Kind den Stab fest in den Händen hielt, da war es die schillernde grüne Schlange des Antichrist, des Bolschewismus, gereicht von jüdischen Pharisäern, das arme russische Kind mit ihrem Biß vergiftend. Dem russischen Volke fehlte die deutsche Disziplin, der deutsche Wille, um sich dessen zu erwehren. Heute finden sich Russen und Deutsche nach den großen Enttäuschungen. Sie müssen sich finden und zusammengehen, weil das gleiche tiefe Wesen sie bindet: die gleiche Liebe zur Arbeit, die gleiche Freude zu Gott. Dieser eine Geist der beiden großen Völker, deutsche Beherrschtheit und russische Uewüchsigkeit, russische „Wildheit“ (Tolstoj) werden eine neue würdige staatliche Lebensform den Völkern zum Muster hinstellen: den ruhig und leidenschaftlos arbeitenden, kraftvollen, lebenskräftigen Wirtschaftsstaat.

Kein Staat der Erde ist heute Wirtschaftsstaat, nicht einmal Amerika. (Denn Deutschland zählt nicht; die deutsche Staatsmaschine wird nicht mit Kohlen und Öl, sondern mit blutigem Schweisse gespeist.) Kein Staat arbeitet ökonomisch! Mißwirtschaft, Raubbau an Menschen und Werten, Günstlingswesen, ungerechte Förderung, leichte Bereicherung auf der einen Seite, Unterdrückung, unzulängliche Entlohnung, Verarmung auf der anderen, Politik der Affekte, der Katastrophen, keine wirtschaftliche Mäßigkeit: Nationalpolitik. Zwei Drittel des Volksvermögens gehen auf das Konto Militärluxus, Diplomatenluxus, Repräsentationsluxus. Dafür Sperrung der Spitäler, schlechte Versorgung der

beutung. Da kommt Niklas, die Wünsche der Kleinen zu erfüllen, die unartigen zu strafen überläßt er seinen Begleitern, dem Hans Trapp, dem Hans Stuff oder Ruprecht. Niklas reitet einen Schimmel und wird wohl auch Hans Trapp genannt, von dem stampfenden Trabes seines Rosses. In St. Nikolaus sehen wir ganz deutlich Odin, den obersten der Götter, der ja auf einem Schimmel reitend gedacht wurde. Am Thomas- wie Berchtenabend werden Häuser und Ställe ausgeräuchert und, an den nächsten Tagen die Weingärten und Felder besprengt. Im übrigen dürfte die Bedeutung der Thomasnacht besonders den lieben Leserinnen bekannt sein.

Anlangend bei den Weihnachtsgebräuchen dürfte in den „Büchlein“ den „hilligen Tagen“ nichts rund geben wie beim Spinnen und Fahren, sonst bekommen die jungen Zuchtkälber den Swerjin (?); es dürfte nicht gebroschen, gebaden, gemischt und gewaschen werden, sonst bekommt das Vieh Läuse. Wer den Baum besleibet durch Aufhängen von Wäsche, muß den Kirchhof besleiden, d. h. er stirbt. Auf dem Rocken darf kein Flachs bleiben, sonst kommen die Heiden, d. h. die Zwerge, und spinnen ihn ab. Ist nicht abgeponnen, kommt Frau Waub, Frau Gobe, Frau Frid, Frau Fuif, Frau Freen, Frau Herke, Frau Wolle, Frau Holle und verunreinigen den Rocken. Die Eggen und Pflüge dürfen nicht im Freien gelassen werden, damit sich nicht Hadelberg mit seinen Händen, die „wilde Jagd“, darunter verbergen kann. Einst blieb durch Zufall die Tür offen und da lief einer der Hunde herein, legte sich auf den Heib vor den Kamin und war das ganze Jahr hindurch nicht wegzubringen. Er fraß nichts,

fanden für den Geburtstag nach dem Sterne, der über dem Stalle von Bethlehem stand, den 8. Mai. Da wir heutzutage unseren eigenen Geburtstag genau wissen, so sind wir gerne geneigt, das Geburtsfest Jesu als genau verbürgt hinzunehmen. Auch unterließ man die liturgische und festliche Feier der Geburt des Heilandes, weil eine solche nach den Begriffen damaliger Zeit zu sehr an die Geburt des Lichtgottes erinnert hätte. Unter dessen feierten aber nach wie vor die alten Deutschen das Fest der Geburt des Licht- und heilbringenden Sonnengottes Freyr, also die Geburt eines wallenden Gottes zur Winter Sonnenwende.

Kirchen- und religionspolitische Klugheit ließen es nach weisen Grundsätzen zweckmäßiger Belehrungspolitik für geraten erscheinen, die altheidnischen Gebräuche und Feste nicht geradegu mit Stumpf und Stiel auszurotten, sondern an festgewurzelte, wenn auch nicht christliche Sitten anzuknüpfen und diese nur ganz allmählich in christliche Feierlichkeiten umzuwandeln. Und so geschah es, daß die Geburt Christi, des Sohnes des Lichts, der über die Finsternis siegen soll, in die Zeit der Winter Sonnenwende, in eine Zeit, die den „heidnischen“ Germanen hochheilig war, verlegt wurde.

Nachdem schon im Jahre 273 n. Chr. der römische Kaiser Aurelian die festliche Begehung der Winter-sonnenwende, des dies solis natalis inviati, in seinem Reich befohlen und hierfür den 25. Dezember bestimmt hatte, setzte das Konzil von Nicäa im Jahre 325 n. Chr. die Feier des Geburtsfestes Jesu ebenfalls am 25. Dezember an und im 5. Jahrhundert finden wir dieses Fest auch im Abendlande eingeführt, das nun mit dem Namen Christfest belegt wurde. Auf diese

Krankenanstalten, hungernde Invalide und Pensionisten, 30 vom Hundert geschlechtskrank, 80 vom Hundert tuberkulos infiziert, Fruchtabreibungen im großen. Das sind die laut schreienden, allen vernehmbaren wirtschaftlichen und sozialen Imperative Europas! Aber auch in weniger auffallenden Erscheinungen des heutigen Lebens zeigen sich die Folgen fehlenden Wirtschaftsinnes, ungehemmter nationaler Strebungen. Hieher gehören die zahlreichen Entlassungen wirtschaftlich befähigter, organisatorisch tüchtiger Männer, von hervorragenden Arbeitsmenschen und Fachleuten aus nationalstaatlichen Betrieben, lediglich aus chauvinistischen Gründen, weil die Betroffenen eben einer anderen als der Staatsnation angehören. Techniker, Geschäftsleute, Bankdirektoren, Ärzte und dann vor allem zahlreiche hervorragende Beamten. Man schädigte, man zerriff ganze Betriebe, nur um an die freigewordenen Stellen Leute zu setzen, deren einziger Befähigungsnachweis die Zugehörigkeit zur Staatsnation war. So konnte vorkommen, daß die hochwertigen modernen Lokomotiven und Personenzüge, die den einzelnen Staaten unter dem Titel der Reparationen zu Tausenden von Deutschland geliefert wurden und werden, auf offener Strecke stehen blieben und von einem hochweisen „Fachmännerkollegium“ als unbrauchbar erklärt wurden. Die herbeigerufenen deutschen Maschinisten wiesen lächelnd nach, daß man ihre Wartung grundsätzlich betrieb und eben aus ihren nicht berücksichtigten modernen Vorteilen und wohlberechneten Ersparnissen an Material unter gleichzeitiger höchster Ausnutzung der Kraft die Versager und die Verdorbenheit herstammten.

Zu diesem Teile der Betrachtung gehört auch die höchst unkluge und unwirtschaftliche Behandlung fremden Vermögens, fremder Werte, von Unternehmungen u. dgl. in den Nationalstaaten: Beschlagnahmen, Sequestrierungen, Zwangsverkäufe usw. Was ist die notwendige Folge dieser nationalpolitischen Maßnahmen? Wirtschaftliche Reserve, Abbau und Stillstand der Betriebe, ungenügende Ausnutzung des Kapitals, Auswanderung vorzüglicher Arbeiter, unerfesslicher Fachleute. In der Mehrzahl der Fälle handelt es sich um Wirtschaftswerte, die seit jeher in den verschiedenen Staaten aufbauend und nutzbringend waren, nämlich um deutsche Wirtschaftswerte. Und das ist nun das Bedeutsame: die wirtschaftliche Hochwertigkeit des arbeitsamen und nüchternen Deutschen wird von dem nationalen Affektmenschen außerordentlich gefährdet. Was diesem Nervenschwachen an gesunder Lebenskraft und Wirtschaftsenergie fehlt, sucht er sich im Gefühl eigener Ohnmacht vom Deutschen zu nehmen oder er versucht dort, wo er es kann und im Rechte der Gewalt ist, deutsche Kraft und deutsche Werte zu schädigen, zu droffeln. Man denke bloß an das Ausaugen Deutschlands durch die Franzosen. Man denke an die Behandlung der drei Millionen Deutschen in der Tschechoslowakei, an diese drei Millionen bester Arbeiter und Hauptsteuerträger im tschechoslowakischen Staate. Man denke an andere Deutsche in anderen Staaten, überall der gewaltige Kampf: nationaler Affekt und wirtschaftliche Nüchternheit. Der Kampf zweier politischer Weltanschauungen, der deutschen

und der französischen. Wir dürfen uns durch Kriegs- und Nachkriegsbilder den Blick nicht trüben lassen. Schuldfrage, Völkerverbund, Friedensschlüsse, Reparationen, Minderheitenschutz, Faschismus u. s. f. sind nur Masken vor dem wahren Gesichte des mächtigen Kampfes der Weltanschauungen, der sich hier abspielt. Staatlich prägt sich dieser Kampf der Geister in den beiden widerstreitenden Staatsformen aus: Wirtschaftsstaat und Nationalstaat.

Politische Rundschau.

Inland.

Umkehr in der Finanzpolitik.

Der Beograder Berichterstatter der Zagreber Novosti hatte vor einigen Tagen mit dem Finanzminister Dr. Stojadinović eine Unterredung, aus der sich die interessante Tatsache ergibt, daß sich der neue Minister so ziemlich vom direkten Gegenteil dessen das Heil verspricht, womit Dr. Kumanudi und sein Gehilfe Plavšić Wunder zu tun gedachten. Dr. Stojadinović äußerte sich u. a. wie folgt: „Immer stand ich auf dem Standpunkte des freien Devisenhandels, weil ich glaube, daß die Valuten nicht durch technische und künstliche Maßnahmen, sondern nur durch das Gleichgewicht im Staatshaushalt gehoben werden können. Immer habe ich die Meinung vertreten, daß der Ausfuhrhandel besonders begünstigt und die Ausfuhrzölle auf jenes Maß herabgesetzt werden müssen, das der Ausfuhr der Feldfrüchte unseres Staates nicht schadet. In der Staatsvoranschlagsfrage stehe ich auf dem Standpunkte, daß an allen Enden gespart werden muß. Unnötige Ministerien und Ämter soll man abschaffen, die Zahl der Beamten auf das tatsächlich notwendige Maß herabsetzen. Ich erachte es als vor allem notwendig, daß die direkten Steuern erhöht werden, weil diese eine kräftigere Einnahmequelle darstellen als die jetzigen indirekten. In dieser Hinsicht ist besonders erforderlich die Besserung der Finanzadministration, die gerechter und richtiger arbeiten muß. Ferner müssen alle Schichten im Verhältnis zu ihrem Vermögen direkt besteuert werden. In Erwerbskreisen äußert man die Befürchtung, daß unser Dinar infolge des Überganges zum freien Devisenverkehr fallen werde. Aber diese Kreise wissen ganz gut, daß der Kurs auf unseren Börsen ein fiktiver war und daß der Dinarkurs in Wirklichkeit der Notierung ausländischer Zahlungsmittel nicht entspricht. Nach der Kursliste war der Kurs des französischen Franken 540, man hat ihn aber zu diesem Kurse fast nirgends bekommen können. Heute beträgt der Bedarf ungefähr 10 Millionen Franken, auf den Börsen werden höchstens 100- bis 200.000 Franken verkauft. Ähnlich ist es bei allen anderen Devisen. Nach den Kursen in der Schweiz und im anderen Ausland, wo der Bereich des Finanzministers aufgehört, ist der Kurs des Franken in Wirklichkeit 740 und nicht 540. Mit einer solchen unrealen Lage muß ausgeräumt werden. Wir können es

keinesfalls zulassen, daß die Wechsel unserer besten Kaufleute protestiert werden, weil keine Devisen zu bekommen sind, und daß deshalb der Kredit unseres Staates im Auslande fällt. Ich werde diesen Scheinzustand unmöglich machen und der Wahrheit ins Auge blicken. Wahrheit aber ist, daß die ganze Welt genau über den Wert unseres Dinars unterrichtet ist. Schon morgen, wenn ich meine Kommissäre von den Börsen zurückziehen werde, werden die Scheinkurse aufhören. Wenn dann der Frank 700 notieren wird, so wird das nicht den Fall des Dinars und auch nicht den Mißerfolg meiner Finanzpolitik bedeuten. Die hohen Devisenkurse, die auf den Börsen verlautbart werden, sind die Folge der bisherigen unkorrekten Finanzpolitik. Ich werde mich bemühen, daß in Zukunft ähnliche Fehler vermieden werden, und ich hoffe, daß es mir gelingen wird, den Sturz unserer Valuta aufzuhalten. Meine erste Arbeit wird sein, daß ich durch die Herabsetzung des Ausfuhrzölles die Ausfuhr hebe, um auf diese Weise in den Besitz von ausländischen Zahlungsmitteln zu gelangen. Dann werde ich mit intensiver Arbeit beginnen, bei der ich meinen immer offenen Grundsätzen treu bleiben werde.“

Der ehemalige Finanzminister und sein Gehilfe vor Gericht?

Man müßte meinen, daß das griechische und bulgarische Beispiel auch bei uns Schule zu machen droht, wenn man nachfolgende Meldung des Lubljanaer Slovenc glauben wollte. Dieses Blatt läßt sich aus Beograd berichten: In hiesigen Kreisen herrscht eine ziemlich kriegerische Stimmung und die Blätter verlangen, daß die früheren Minister vor das Gericht gestellt werden sollen. Die Demokraten haben beschlossen, mit der Parole „Die verflochtenen Minister vor Gericht!“ in den Wahlkampf zu ziehen. Man weiß noch nicht, welche Minister gemeint sind, es hat aber den Anschein, daß sich diese Losung gegen sie selbst wenden werde. Die Erklärung des neuen Finanzministers in der Politika wird in Beograder Kreisen lebhaft kommentiert. So schreiben die Novosti (vom 20. Dezember) an leitender Stelle über die Angelegenheit und verlangen, daß Dr. Kumanudi vor das Gericht gestellt und zum Tode (!) verurteilt werde. Zugleich fordern sie, daß man auch gegen seinen Gehilfen Plavšić gerichtlich vorgehe. In der Pravda antwortet Dr. Kumanudi auf die Erklärungen des Finanzministers Dr. Stojadinović, führt jedoch keine konkreten Tatsachen an. Er meint nur, es sei eine Ironie des Schicksals, daß der erste Schritt des Finanzministers darin bestesse, seinen Vorgänger anzuklagen. In der gleichen Folge der Pravda gibt auch der frühere Gehilfe des Finanzministers Plavšić eine Erklärung ab, worin er nichts neues erzählt und sich auf Spekulationen und Winkelgeschäfte ausredet, die ihn an der Durchführung seines Programmes gehindert hätten.

Die Ernennung der Obergespäne.

Auf der Ministerratssitzung vom 20. Dezember l. J. wurde beschlossen, auf der Donnerstagsitzung

sondern leckte nur jeden Morgen die Aische weg. Nach einem Jahre, als die wilde Jagd wieder vorüberzog, öffnete man die Tür und der wilde Jäger holte sich wieder seinen Begleiter. Dieses ist das Sinnbild des Herdfeuers, das er ansacht und den Rauch zum Kamin hinausbläst. In der Julnacht brachte man dem Lichtgott Freyr ein Opfer, das statlichste Kind vom Stalle, das hinausgestellt und von den umziehenden Priestern verzehrt wurde. Solche Opfer wurden zu Opfermahlen d. h. Priester und Volk verzehrten gemeinsam die dargebrachten Opfer. Bei den Mahlzeiten gedachte man der Götter und stellte einen Teil der Speise zurück, auch trank man ihre Weine, d. h. ihr Gedächtnis; diese Sitte, aus der unsere Toaste stammen, gab man nicht auf. Dieses Zutrinken wurde später dem hl. Johannes zugeschrieben, daher Johannessegen. Der Trinker machte über dem Becher das Zeichen des Hammers, wie noch jetzt. Dieser Hammer erinnert an Thor, den Donnergott (Donnerstag!), die Hammerschläge spielen heute bei kirchlichen Festen eine große Rolle. Das Weihnachtsfest von eh' wie von heute ist mit festlichen Gelagen, Schmausereien erfüllt und Gastfreundschaft übte und übt man jetzt wie einst und beschenkte sich gegenseitig. Das Feuer am Hausherde durfte nie ausgehen und am Julabend wurde der Julblock angebrannt, ein Holzblock, der sechs Wochen und drei Tage im Mistpfuhl gesteckt hatte. Dann zog man ihn zurück und legte ihn erst wieder aufs Feuer, wenn ein Gewitter anzog, damit der Blitz nicht einschlage: die Aische streute man auf die Felber, um sie

fruchtbar zu machen oder in die Kornbähre, damit die Mäuse das Korn nicht beschädigen. In der Julnacht wird das Wasser in den Brunnen zu Wein, die Tiere reden, sie können weisagen, Tote wachen auf, versunkene Städte steigen empor, die Pforten der Unterwelt öffnen sich und wer hineintritt, kommt vielleicht erst nach dreißig Jahren wieder heraus und glaubt, eine Stunde darin zugebracht zu haben. Man hört draußen eine wunderschöne Musik, aber die Älteren warnen ernstlich, den Vorhang zu lüften und hinauszusehen, denn wer dies täte, werde unglücklich. Den vollen Genuß hat nur jener, der sich damit begnügt, was er von der Stube aus hören kann. Dem Wasser schreibt man um diese Zeit eine besondere Heilkraft zu, aber niemand wagt es, zu den Brunnen zu gelangen, weil jetzt die Diebe sehr gefährlich seien und der Teufel von elf bis zwölf Uhr freien Lauf habe. Die Heilkraft des Wassers deutet auf die Wasserweihe vor Weihnachten und anderen christlichen Festtagen hin, ebenso wie die Weinweihe auf den Minnetrunk. Auch das Schlagen mit Räden am 28. Julmond ist heidnischer Herkunft und Bedeutung. Am Julfeste wurde der Sühneber aufgetragen, das Bild der sich erneuernden Sonne. Männer legten ihre Hände darauf und gelobten bei Pragis, dem Gotte der Dichtkunst, in seinem Gesange fortzuleben und in dem nun beginnenden neuen Jahre irgendeine lähne Tat zu vollbringen. Wie in den „Zwölften“ das Wetter ist, so ist es auch in den folgenden zwölf Monaten. Geht der Wind in dieser Zeit so recht in den Bäumen, so deutet dies auf ein

fruchtbares Jahr, werden die Eiszapfen recht lang, so gerät der Flachs gut. Die Sonne, die bei den alten Deutschen als ein feuriges Rad betrachtet wurde, und das Rad, das im Altnordischen juel oder jul hieß, gab dem Weihnachtsfeste den Namen Julfest.

Warum zieren wir nun den Christbaum, pflanzen die immergrüne Tanne in unsere Prunkgemächer, warum stecken wir brennende Lichter daran, behängen ihn mit Süßigkeiten und legen Geschenke darunter, als hätte sie der Baum als seine Früchte abgeworfen? Das Christkindchen habe sie gebracht, sagt man; gut, wir verdanken sie ihm am Tage seiner Geburt, aber braucht es dazu des Tannenbäumchens, jene zu reichen, der Kerzelein, sie zu beleuchten? Zu Bethlehem in einer Krippe, zwischen Ochs und Esel, so erzählt uns die Bibel, wurde Christus geboren. Nur spärliches Licht erfüllte den Raum, wenn auch der Stern der Weisen über der Krippe stand. Diese Kermlichkeit stimmt wenig zu der jetzigen Pracht, die zu Weihnachten entfaltet wird. Auch die ersten Spuren des Weihnachtsfestes zeigen uns dies noch nicht an. Und wieder ist sein deutscher „heidnischer“ Ursprung auch hier unverkennbar. Der Waldkultus der alten Germanen ist ja bekannt und wie heilig ihnen der Wald war, erfahren wir aus verschiedenen Quellen. Unter den Bäumen wurde die Eiche, als Woban heilig, besonders verehrt. Im Innersten des Waldes, das nur der Priester betreten durfte, hatte die Gottheit ihre Wohnung aufgeschlagen und durch geheimnisvolles Rauschen gab sie ihre Nähe kund. Heilige Bäume galten

des Parlamentes seine Auflösung zu verlesen. Ferner wurde beschlossen, am 30. Dezember die Ernennung aller Obergespanne des Reiches im Beograder Amtsblatte zu verlaufbaren. Zum Statthalter von Kroatien wurde der erste Banatrat Celzo Cavaleri ernannt.

Ausland.

Der amerikanische Regierungsentwurf über die Lösung der Reparationsfrage.

Einem Berichte aus Washington zufolge hat die amerikanische Regierung nachfolgenden Entwurf zur Lösung der Reparationsfrage ausgearbeitet: 1. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika würden ihre Vertreter in die Kommission entsenden, deren Aufgabe es ist, die Lebensverhältnisse in Deutschland zu studieren und die Gesamtsumme der deutschen Entschädigung festzusetzen, wobei vor allem die Zahlungsfähigkeit Deutschlands in Betracht gezogen werden müßte. 2. Sobald alle europäischen Staaten die festgesetzte Reparationssumme genehmigt hätten, würden die Vereinigten Staaten die Bürgschaft dafür übernehmen, daß die amerikanischen Bankiers eine Anleihe zur Amortisierung der deutschen Schulden bewilligen. 3. Amerika würde dann weniger streng hinsichtlich der Rückzahlung der Schulden werden, welche die Verblüdeten an Amerika schulden.

Aus Stadt und Land.

Unsere Weihnachtsnummer erscheint diesmal in der Stärke von 12 Seiten. Sie ist die vorletzte in diesem Jahre, da infolge der Feiertage die Herausgabe der Donnerstagfolge unterbleiben muß. Die Cillier Zeitung geht wieder hinaus mit dem Datum des letzten Tages im Jahre.

Die **evangelische Weihnachtsfeier** am 17. Dezember nahm einen erhebenden Verlauf. Die Kirche war schon bis auf das letzte Plätzchen dicht gedrängt voll, als Meister Interberger mit einem großen, festlichen, freien Orgelpräambulum über Weihnachtslieder und Motive von Bach die Feier einleitete. Es war ein herzerfreuender Anblick, als sich die festlich-frohe Kinderschar, die bis auf die allerkleinsten, noch nicht schulpflichtigen, musterhafte Ordnung hielten, im Altarraum neben dem lichtgeschmückten Christbaum aufstellten. Die Kinder brachten Hackenbergs Singspiel „Alte liebe Märchen und gute neue Mär“ zur Aufführung. Die große Mühe des Einübens dieses nicht ganz leichten, reizvollen Spieles machte sich durch die tadellose Aufführung belohnt. Frisch und herzlich sagten die Kinder ihre Reime auf, die in Bildern aus dem Leben der Natur und aus den unausschöpflichen deutschen Volksmärchen, mit tief sinniger Deutung auf die Weihnachtstat, eindrücklich verkündeten: „daß in der weiten Gotteswelt Licht, Leben und Liebe den Sieg behält.“ Dazwischen klangen hell und froh die schönen Weihnachtslieder. Die große Zuhörerenschaft wurde immer mehr in den Zauber der Weihnachtsstimmung eingesponnen,

auch als Opferbäume; auf diese wurden die Felle und Häupter der geopfert Tiere aufgehängt; altherwürdige Bäume wurden mit Blut besprengt, damit sie nicht absterben, wie solches in manchen Gegenden noch heute geschieht. In späterer Zeit bekränzte man Bäume besonders bei Frühlingsfesten mit Laub und Blumen, auch flocht man aus Baumzweigen einen Kranz in der Größe und Form eines neunspitzigen Wagenrades, das man Querte hieß, und schmückte sie damit; das waren also diese dem Gotte dargebrachten Opfer. Diese waren häufig von brennenden Lichtern begleitet und so gewöhnte man sich, jedes Geschenk als eine Kerze, ein Licht zu bezeichnen, wie uns dies Gedichte Walthers von der Vogelweibe zeigen. Dieser Sprachgebrauch ist zwar erloschen, aber wir pflegen heute noch jedes Geschenk eine Verehrung zu nennen, als wäre es ein den Göttern dargebrachtes Opfer. Wenn zum Weihnachtsfeste ein unerwarteter Gast kam, für den man kein Geschenk vorbereitet hatte, bekam er wenigstens einen angezündeten Wachsstock, und dies heute noch in manchen Gegenden. Dieses Opfer, die angezündete Kerze, galt nicht dem Baume oder der Quelle, die auch verehrt wurde, sondern dem Gotte, dem der Wald geheiligt war. Der selbsttätige Sterbliche erhofft sich dafür von ihm hundertsältigen Lohn und so sehen wir den Baum wieder beschützen. Verschiedene Märchen erzählen uns von der begabenden Göttin, die entweder in einem hohlen Baume oder in dessen Zweigen wohnt. Sie verwandelt sich in eine Bettlerin am Wege, um die Herzen der Vorübergehenden zu prüfen. Die Guten beschenkt sie dann; beglückend sind ihre Gaben nur in der würdigen Hand. Warum aber der Baum zu Weihnachten Gaben schenkt? Die

bis zum Schlusse die Kinder aus voller Kehle und mit jubelnder Begeisterung hinausfingen konnten: „Fröhliche Weihnacht überall.“ Tiefempfunden brachte dazwischen Frau D. Wagner das wunderbar schlichte und innige Lied J. S. Bach's „O Jesulein süß“ zum Vortrag. In kurzen, zu Herzen gehenden Worten rückte zum Schlusse Herr Viktor May die Weihnachtstat und ihre Bedeutung für alle in den Mittelpunkt. Dann folgte die Bescherung der Kinder und eines Teils der übrigen mit Gaben Bedachten, am Montag wurden die anderen beschenkt. So reich wie in diesem Jahre war noch nie der Gabentisch gedeckt, so reich waren noch nie die Geschenke, sowohl Geld wie Lebensmittel, alte und neue Kleider, Wäschestücke, Spielzeug, Schuhwerk u. dgl. gespendet worden. 55 Kinder erhielten Päckchen, Bücher und die berühmten Weihnachtsbrotchen, z. T. auch mehr, 38 Familien und 21 Einzelne wurden mit Kleidern, Wäsche und Spezereien, 76 mit Mehl, Brot und Geld (was alle anderen außerdem auch erhielten) begabt. So konnte die oft furchtbare Not wenigstens ein wenig gelindert werden. Und der evangelische Frauenverein, dessen Vorstandsdamen vor allem unter der umsichtigen und hingebenden Leitung der Frau Leopoldine Rakusch aufopfernde Arbeit geleistet haben, darf mit Freude und Stolz auf diese Feier zurücksehen. Allen gütigen Spendern, die in warmherziger Liebe mitgeholfen haben, sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt; insbesondere auch dem löblichen Stadtmagistrat für die gütige Beistellung des schönen Weihnachtsbaumes.

Evangelische Gemeinde. Sonntag, den 24. Dezember, findet kein Gottesdienst statt. Der Weihnachtsgottesdienst wird am 25. Dezember vormittags um 10 Uhr in der Christuskirche abgehalten und im Anschlusse daran das hl. Abendmahl gespendet. Am zweiten Feiertag muß der Gottesdienst ausfallen.

Evangelischer Weihnachtsgottesdienst in Ptuj. Wegen leichter Beheizungsöglichkeit findet der evangelische Weihnachtsgottesdienst am 26. Dezember 1922 um halb 11 Uhr vormittags im Übungszimmer des Männergesangvereines statt.

Silvesterabend des Cillier Männergesangvereines. Der Cillier Männergesangverein ladet alle seine Mitglieder und Freunde zu einer gemütlichen Silvesterfeier im großen Saale des Hotels Union ein. Die Vortragsfolge umfaßt gemischte und Männerchöre sowie Einzelvorträge heiterer Art. Das Hausorchester wird die Pausen mit flotten Stücken ansfüllen. Den Abschluß bildet eine Tombola mit zahlreichen hübschen Gewinnen. Der Verein rechnet mit Zuversicht darauf, daß seine unablässigen Bemühungen um das gesellschaftliche und künstlerische Leben auch diesmal durch das Erscheinen aller seiner Freunde anerkannt werden wird. Sonderveranstaltungen, die den Abend des Vereines beeinträchtigen, wären ein schlechter Lohn.

Konzert des Danubiusquartetts. Wie wir bereits mitteilten, gibt das berühmte Danubius-

quartett (Weiteres Quartett des Wiener Männergesangvereines) am 28. Dezember 1922 ein Konzert im großen Saale des Hotels Union. Die Vortragsordnung umfaßt lauter neue erstklassige Schläger, darunter auch den schönsten Walzer von Johann Strauß „An der schönen blauen Donau“ in der neuen Textfassung von Dr. Ernst Deshay. Das Quartett kommt soeben aus der Schweiz, wo es großartige Triumphe gefeiert hat. Unser kunstsinnes Publikum erinnert sich noch mit Vergnügen des ersten Konzertes, das gewiß zu dem Schönsten gehörte, was wir seit langem gehört hatten. Das Interesse für das bevorstehende Konzert ist daher groß und allgemein. Der Kartenvorverkauf findet bei Frau Kovac, Tabaktrafik, Aleksandrova ulica, statt.

Öffentlicher Dank. Herr Eduard Interberger ersucht uns, allen Mitwirkenden und Besuchern des Kirchenkonzertes auf diesem Wege seinen Dank darzubringen. Gleichzeitig bittet er alle Freunde und Gönner, seinen innigsten Glückwunsch zum Weihnachts- und Neujahrsfeste entgegenzunehmen.

Osterweiter zu Weihnachten. Das Weihnachtsfest ist so fest verknüpft mit Schnee und Winter, daß wir es in der Vorstellung gar nicht davon trennen mögen. In den heurigen Vorweihnachtstagen geht aber ein warmer Föhn durch das Land. Der Himmel gefällt sich in Aprillaunen und lockt aus der geträumten Erde da und dort feine, neugierige Schlüsselblumen. Man muß sich zum Glauben zwingen, daß Weihnachten ist, die Natur will Ostern haben. Sie geht mit ihren Kindern, den Menschen, und löst sich von der alten Ordnung los. Statt Eis und Schnee und funkelnder Winternächte milde Wärme und grüner Anflug. Wenn in unseren Tagen nicht alle Prophezeiungen mit boshafter Grundfalschheit fehlgingen, müßte man sich die eine alte leisten: Grüne Weihnachten, weiße Ostern. Sie trifft bestimmt nicht zu: den holden Weihnachtszauber muß man sich eben — denken.

Das Auslandsstudium unserer Studenten. Der Verband deutscher Hochschüler in Maribor teilt allen seinen Mitgliedern mit, daß dem Ansuchen des Verbandes um die Bewilligung zum Studium im Ausland für seine Mitglieder vom Ministerium für Kultus und Unterricht in Beograd stattgegeben wurde. Davon werden vom Polizeiamte Maribor die Passämter in Celje, Ptuj, Ljubljana und Krévdje verständigt, so daß nun dem Fortsetzen des Studiums im Auslande kein Hindernis im Wege steht.

Neue Ingenieure. Die Herren Techn. Amand Lorber und Rudolf Koudelka, Mitglieder des Verbandes deutscher Hochschüler in Maribor, haben die zweite Staatsprüfung aus dem Maschinenfache abgelegt und die Technische Hochschule in Graz als Ingenieure verlassen.

Der tschechoslowakische Gesandte in Beograd Kalina ist vor einigen Tagen in einem Prager Sanatorium gestorben. Zu seinem Nachfolger wurde der Abgeordnete Dr. Uhlir ernannt.

Zeit steht jetzt eine Weile still, etwa wie eine Rakete, die nach oben geschleudert auszuruhen scheint, bevor sie sich wieder zu senken beginnt. Die Sonne, die ihren südlichsten Stand erreicht hat, beginnt sich nun anfangs nur unmerklich nordwärts zu wenden, in der Tageslänge ist daher kein wesentlicher Unterschied zu verzeichnen. Dadurch entsteht ein schmaler Riß, eine Spalte in der Zeit, durch die die Ewigkeit mit ihren Entzückungen hineinschaut. Der Tannenbaum behält die Farbe des Lebens auch den Winter über; deswegen wählte man ihn zum Weihnachtsbaum. Auf der Weltese, deren Zweige sich über die ganze Welt ausbreiten und hinauf in den Himmel reichen, wachsen goldene Äpfel; deren Genuß machte die Götter unsterblich, ewig jung; diese Früchte pflückt Idun, die Göttin der ewigen Jugend. Diese Göttin wurde einst von einem bösen Riesen — Teufel würde man heute sagen —, der sich in einen Falken verwandelt hatte, geraubt. Einer der Götter verwandelte sie in eine Aue; dadurch entkam sie dem Räuber und blieb samt den Äpfeln den Göttern erhalten. Goldene Äpfel und Nüsse dürfen daher auf keinem Weihnachtsbaume fehlen. Die Lebkuchen, Lebküthen waren ein Opfergebäck, ein Festgebäck zur Erinnerung an die Wiedergeburt des Lichtgottes und an die süße Speise im Himmel. Lee heißt nun Erinnerung, dann Gedenken, auch Mal; aber auch die Form der Lebküthen als Roß und Reiter (Schimmelreiter, Hans Trapp), runde durchlochte Scheiben, Übergestalten (Schweinchen), Fische, Wickelkinder gehören zu den ältesten Gepäckformen — Wickelkinder zum Gedächtnis des wiedergeborenen Licht- und Heilgottes, das Roß und der Eber als Opfertiere, die Scheiben als Abbild der

Sonne. Die Gebräuche germanischen Götterglaubens leben im deutschen Volke unbewußt fort. In England ist es üblich, die Wände des Zimmers, wo der Weihnachtsbaum steht, mit Mistelzweigen zu schmücken. Es dürfte nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie diese verachtete Leimmistel in die Stuben kommt. Frö, Freyr oder auch Valder, wie der Lichtgott heißt, war der Liebling der Götter und Menschen. Um ihn zu schützen, vereidigt Freya, dessen Mutter, alle lebenden und leblosen Geschöpfe in der Luft, im Wasser, auf und unter der Erde, ihrem Sohne nichts Leibes zu tun; nur die Mistel, die hoch in den Baumkronen der Bergriesen wächst, vergift sie. Bei einem Götterspiele stürzt nun Valder, vom Pfeile aus Mistelholz tödlich getroffen zusammen. Diesen Pfeil hat Loki, der immer Böses sinnt und den Göttern wie Menschen jederzeit zu Schaden sucht, dem blinden Höder auf den Bogen gelegt und abgeschossen. Der christliche Teufel ist keine so poetische Gestalt wie der germanische Loki. Freyr stirbt, das Licht nimmt ab (Sommerjonneneinde), wird aber wieder geboren (Weihnachtszeit). Diese herrliche Poesie finden wir bei keinem anderen Volke wieder. Also ein echt deutsches Fest ist das Weihnachtsfest und wir müssen erst recht daran festhalten, weil gerade heute die Achtung vor religiösen Gebräuchen als Unaufklärtheit gilt. Begehen wir daher das Weihnachtsfest nach alter deutscher Sitte, halten wir an den uralten Weihnachtsgebräuchen fest, weil sie die Geburt des Weltenheilands so überaus sinnvoll mit all der Poesie unserer germanischen Vorfahren umgeben.

Weihnachtsbeilage

der Östlicher Zeitung.



Weihnacht im Deutschen Reiche.

Von Graf C. v. Zedtwitz.

Ins Herz sollst du dir graben
Dies Wort als wie von Stein:
Was wir verloren haben,
Darf nicht verloren sein.
Denn heilig ist die Scholle,
Darauf jahrtausendlang,
Die süße, wohltautvolle,
Die deutsche Sprache klang.
P. Warnde.

Wieder ist's Weihnachten geworden. Die Kinder jubeln, die Erwachsenen vergessen die Sorgen des Alltags, auch ihrer bemächtigt sich eine seltsame Stimmung, in der ein Klang wiederklingt vom verlorenen Paradies vergangener Kindheitstage. Und so wenig wir auch Grund zur Freude haben, wir suchen uns doch zu freuen, denn es ist Weihnachten. Kaum wir selbst können uns darüber Rechenschaft geben, warum uns dieses so ein besonderes Fest ist; noch weniger wissen es andere Völker, was dem Deutschen Weihnachten ist. Allenfalls kann es uns noch der Nordländer nachfühlen, nicht der Slawe, noch der Romane; ihnen ist fremd, was wir heute empfinden. Denn es ist ein deutsches Fest, das von unseren Vätern seit urdenklichen Zeiten gefeiert, von der Kirche als eines ihrer schönsten übernommen wurde und dann erst bei den anderen Völkern Eingang fand. Aber keinem von allen ist es das geworden, was es uns ist, wie in keiner anderen Sprache außer der deutschen sich zwei Wörtern finden, die dem heutigen Abende seine Weihe geben: Gemüt und Sehnsucht. Kein anderes Volk hat die Weihnachtsfreude so in sich aufgenommen, keines die Botschaft des Engels so sehr in die Tat umgesetzt: in Frieden mit Gott und dem Nächsten diesen Abend zu feiern. So haben wir durch fast zwei Jahrtausende Weihnachten gefeiert, auch in trüben Zeiten froh unser Fest begangen, das uns alle verband wie eine große Familie, soweit die deutsche Zunge klingt, Deutsche mit Deutschen einte, alle Kinder einer Scholle, einer Mutter. Wir aber glaubten, es müsse alles so sein und gingen nach dem Feste wieder hinaus, jeder einem anderen Herrn und anderen Interessen zu dienen, wir arbeiteten und schafften und vergaßen darüber das deutsche Wort: Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk. Hand aufs Herz: wähten wir nicht, es müsse alles ewig so bleiben, vergaßen wir nicht, daß auf das deutsche Weihnachten einmal ein deutsches Ostern folgen müsse, die Auferstehung eines großen einigen deutschen Volkes? Wer nicht sammelt, der zerstreut, und so kam es, daß wir getrennt wurden, daß man Deutsche wie Handelsware verschacherte und verschenkte und unser Land Fremden gab, die nun herrschen über uns und unsere Kinder. Unser Friede war unsere Freiheit, weil aber das deutsche Volk seine Schicksalsstunde nicht erkannte, wurde mit dem Frieden unsere Freiheit von uns genommen. Und deshalb will es auch nicht mehr recht Weihnachten werden im deutschen Herzen, wollen die Lichtlein nicht mehr so hell brennen am deutschen Baum, weil unser Volk lebt in tiefster Not, die in erschütternden Klageklängen zum Himmel fährt am Heiligen Abend, an dem der himmlische Lobgesang von Friede und Freude für alle Menschen über die Erde klingen sollte. Hart liegt auf Deutschland die Hand des Feindes, die Brüder sind verloren, unsere Habe ist verkauft. Nicht einmal das letzte, unsere Ehre, ist uns geblieben, seit Deutsche nach des Reiches Sturmjahre griffen, um sie dem Feinde vor die Füße zu legen. Seit jenem Tage löschte uns brennende Scham die Lichter aus am Weihnachtsbaume. Dunkel umfängt uns, Trauer und Not. Und deshalb will es nicht mehr Weihnachten werden in unserer Seele und unter den tausend deutschen Lichterbäumen reichen sich Sorge und Not die Hand. Aber kam nicht auch der Weltheiland aus Glend und Not? Mühte es nicht Dunkelheit werden, daß der Stern von Bethlehem so hell erstrahlte? Auch uns wird aus unserer tiefen Not ein neuer, heller Stern aufgehen, aber nicht von außen, nur aus uns selbst, aus der inneren Kraft unseres deutschen Volkes kann uns Rettung werden. Deshalb

musste diese Not über uns kommen, daß wir erkennen und schätzen lernen, was wir besaßen, daß wir erstreben, was wir verloren, und wenn wir es wieder errungen, zu bewahren als unser kostbarstes Gut. Nur wer ein Knecht ist, weiß die Freiheit zu schätzen und je schwerer ein Volk bedrückt wird, umso stärker wird sein Wille zur Freiheit werden. Weil unser Blick stets in die Ferne gerichtet war, mußte diese Nacht über uns kommen, daß wir das Nahe sehen lernen, den deutschen Bruder, den wir kaum gekannt, das deutsche Land, das uns fremder war als das fremde. Damit offenbar werde, was erneuert werden muß am Körper des deutschen Volkes, ist diese Zeit über uns gekommen, daß wir sehen, was uns not tut und endlich arbeiten lernen für uns selbst, für unser Volk, für unsere deutsche Sache. Und diese Prüfung wird nicht von uns genommen werden, bis wir reif geworden sind für unsere Aufgabe und es gewiß ist, daß unsere Stunde uns dereinst bereit finden werde. Dafür arbeiten wir ja alle, alle, daß aus der jetzigen Not ein neues, besseres deutsches Volk geboren werde. Und in dieser Arbeit wollen wir uns zusammenfinden, wollen zusammenstehen und zusammenhalten bis zum guten Ende. Werden wir es je erreichen, werden wir Deutsche jemals bessere Tage sehen? So fragen heute die Schwachen, alle die Traurigen, die eine düstere Gegenwart schier erdrücken will. Blicken wir in dieser Stunde auf unsere Kinder, das Höchste, heiligste Gut, das wir besitzen. Diese frohe Jugend in ihrer reinen Freude, mit ihrer frohen Hoffnung, die kann nicht bestimmt sein, unterzugehen. Wenn wir sie lehren, deutsch zu sein und deutsch zu bleiben, so wird ein starkes, treues Geschlecht aufwachsen, das dereinst wieder Weihnachten feiern wird, ein frohes deutsches Fest. Dafür wollen wir Alten arbeiten, dafür uns durchkämpfen durch die Not unserer Zeit, daß den Jungen einst ein neuer, schöner Morgen erblühe, schöner und herrlicher als der Abend, den wir versinken sahen. Und der Weg dahin?

Es war im Herbst 1920, als der greise R. Cuden auf der Wartburg über die „Weltenwende der Gegenwart“ sprach: „Wir sind besiegt durch Schuld und Schicksal, die sich gegen uns verbündet haben. Die schwere moralische Schuld, die auf unserem Volke lastet, ist die verloren gegangene alte deutsche Treue, auf die wir einst so stolz waren. Wir sind von einer Höhe herabgestürzt; es muß uns wieder emporheben ein höherer göttlicher Wille, ein geistiges Wunder unserer Seele“. Den starken Willen, der solche Wunder tut, kann nur der Glaube an uns selbst uns geben, der Glaube an die innere Kraft und die große Zukunft unseres Volkes. Deutscher, werde wieder deutsch! Nicht im ängstlichen Anpassen an den Geist der uns umgebenden fremden Völker kann unser Heil liegen, nicht im Verbienen, im Vorwärtsdrängen um jeden Preis. Richten wir uns auf an den deutschen Heldentaten, sehen wir rückwärts auf die Großtaten der deutschen Geschichte, gedenken wir der Toten unseres Heldentums und sagen unseren Kindern, wofür die Millionen unserer Söhne und Brüder gefallen sind. Unser Volk erlitt Schiffbruch, aber es wird nicht sinken, wenn wir in deutscher Treue zusammenstehen und arbeiten für seine Auferstehung. Und das wollen wir geloben am heutigen Abende, in Treuen gedenkend der Millionen unserer Brüder, die sich mit uns verbunden fühlen, die uns im Geiste die Hände reichen, die vom Nordseestrand, von den Alpenhöhen, die in den Wäldern des Ostens und die Fernsten am Rhein: daß wir zusammenstehen wollen als Bruder zum Bruder, treu zusammengehen wollen durch Nacht und Not, bis es Morgen wird, ein deutscher Morgen. So soll es sein, so ist es überall, wo deutsche Herzen schlagen und überall, wo die Kerzen heute aufflammen am deutschen Weihnachtsbaume, wird die deutsche Weihnachtshoffnung durch die Seelen ziehen und sie emportragen, einer neuen, besseren Zukunft entgegen.

Der Deutsche als Kulturträger.

Von U. Tartaruga, Wien.

Es gibt Einzelmenschen, die ihr Leben lang eigentlich nichts zu arbeiten brauchen, da ihnen alles von selbst in den Schoß fließt. Sie strömen entweder ein solches Maß von Sympathie aus oder wissen sich so geschickt zu benehmen, daß man sie überall liebt und unterstützt. Andere wieder vermögen es trotz redlichstem Willen und größtem Fleiße auf keinen grünen Zweig zu bringen. Man nimmt ihnen alles Krumm, man verkennt sie und belohnt sie mit Unbakt.

Genau so geht es ganzen Nationalitäten. Ich will für die erste Gattung kein Beispiel anführen, verrate aber sicher kein Geheimnis, wenn ich sage, daß das zweitgeschilderte Los haarscharf auf die Deutschen paßt. Warum es so ist...? Wer sollte das im Handumdrehen entscheiden? Aber rechnen soll und muß man damit, und wenn dies die Deutschen zur Zeit des Kriegsausbruches getan hätten, wäre ihnen die schmerzlichste Enttäuschung — Japan — erspart geblieben. Es ist allerdings richtig, daß sich die „Japs“ den Deutschen gegenüber nicht feindseliger benahmten, als es die militärische Allianz mit England unbedingt erforderte. Die Gefangenen wurden geradezu ritterlich behandelt und Japan vermied mit offensichtlicher Deutlichkeit alles, was einer nachfolgenden Versöhnung hinderlich im Wege stehen könnte. Die Deutschen sollten bloß aus der chinesischen Einflusssphäre des „Mitao“ endgültig vertrieben werden, aber einen Stachel wollte man trotzdem in ihrem Herzen nicht zurücklassen. Die Bevölkerung, besonders die Intellektuellen, erkennen — freilich nur ganz im Stillen — in den Deutschen noch heute ihre Lehrmeister an, und gerade dieses eigentümlich denkende Volk vermag mit dem sacro egoismo einen gewissen Grad von Sympathie zu verbinden.

Japan öffnete sich im 16. und 17. Jahrhundert den Fremden. Spanische Missionäre waren es, die auf diesen Inseln festen Fuß faßten und Eindruck auf das bildungsflüsterne Volk machten. Aber sie verstanden ihre Kulturmission schlecht. Dadurch, daß sie sich in die politischen Angelegenheiten der Japaner zu mengen versuchten und die ablehnende Haltung derselben mit Gewaltandrohung zu bekämpfen begannen, sägten sie den schwachen Ast, auf dem sie saßen, ab und stiegen mit Schimpf und Schande hinaus.

Nach ihnen wagte sich lange kein Europäer an die kleinen gelben Männer heran. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts pochte der amerikanische Kommodore Perry an das Tor Japans. Das Kaiserreich schloß mit den Vereinigten Staaten einen Vertrag, durch welchen den Nordamerikanern zwei Häfen geöffnet wurden, und zwar nicht unter den schimpflichen Bedingungen, wie den Holländern (deren wir beinahe vergessen hätten) im 17. Jahrhundert in Nagasaki, sondern mit ehrenvollen Zugeständnissen.

Der amerikanische Erfolg ließ natürlich die Engländer und Franzosen nicht schlafen. Auch sie bemühten sich, Verbindung zu erlangen und hatten auch Glück. England opferte Riesensummen, um seinen Handel in die erste Linie zu rücken. Sehr spät erst kam der Deutsche. Der deutsch-französische Krieg (1870) hatte ihm einen ehrenvollen Namen und eine Flagge verschafft, und nun hielt es der deutsche Kaufmann in seiner rastlosen Eifersucht für zeitgemäß, sich ebenfalls einen Platz an der Sonne zu erstreiten. Er riß bald alle Verbindungen an sich, so daß es nicht zuviel gesagt ist, wenn man behauptet, die übrigen Nationen seien durch ihn vollkommen an die Wand gedrückt worden.

Auf französischen Einfluß entstand dann in Japan eine Revolution, die sich gegen das Eindringen der Fremden richtete. Man machte den Taikun verantwortlich und setzte ihn ab. Die neue Regierung wurde aber der Bewegung Herr und ordnete alles nach französischem Muster. Frankreich erlebte damals einen großen Triumph, der seinem Revanchegefühl wohlthat. Die Deutschen ließen indessen nicht locker. Nicht durch Intrigen und Bestechungen, sondern nur mit den Waffen ihres unermüdblichen Fleißes und

rasstlosen Denkens arbeiteten sie weiter und brachten die Erbfeinde so rasch um den Sieg, daß schon Ende der Achtzigerjahre die ganze japanische Kultur und Wirtschaft unwiderprochen in ihrem Schlepptau war. England machte verzweifelte Anstrengungen, sich konkurrenzfähig zu erhalten. Sein Handel betrug damals nur mehr höchstens 50%. Der Grund lag hauptsächlich in den großen Ansprüchen, welche die Briten stellten und in der minder ausgesprochenen Anpassungsfähigkeit.

Der Deutsche ließ den Japanern den Nationalstolz. Sie waren es, welche nach gewonnenem deutschen Unterricht die Eisenbahnen bauten, aber die Schienen, die Maschinentelle z. bezogen sie aus Deutschland, von wo auch die Monteure und Techniker weiter zuströmten. Deutsche Militärärzte begründeten eine Militärmedizinische Fakultät erweiterte. Die japanischen Professoren begannen in deutscher Sprache, die in Folge dessen auch überall gelehrt wurde, zu unterrichten. Soweit dies die japanischen Lehrer nicht imstande waren, bedienten sie sich wenigstens der deutschen Fachausdrücke, denn es war unmöglich, die chemischen Verbindungen, wissenschaftlichen Apparate usw. im heimatischen Jidom zu nennen. Das rein Japanische war damals unfähig, neue Begriffe wiederzugeben, vom Chinesischen konnte man aber nichts entlehnen, da man von den 60.000 chinesischen Schriftzeichen mindestens 15.000 wissen muß, manche derselben aber aus nicht weniger als 30 bis 40 Strichen zusammengesetzt sind, so daß man zur Erlernung des Notwendigsten sechs bis acht Jahre gebraucht hätte. In der Vorschule zur Universität begann man schon in den mittleren Klassen mit dem deutschen Unterricht. In den oberen Klassen befanden sich nur deutsche Lehrer und auch im Heere bevorzugte man das deutsche Element. Zwei preussische Regierungsräte nahmen 1881 die Ausarbeitung der Verfassung in Angriff, immer allgemeiner wurden deutsche Waren begehrt. Nicht nur Krupp'sche Kanonen wanderten nach Japan, sondern auch ganze Schiffsladungen von Chemnitzer Waren und Fabrikaten der rheinischen Großindustrie. Der Berliner Baurat Böckmann zeichnete die Pläne zum Parlamentsgebäude und zu den Gebäuden der Justiz und der Verwaltung, die Kaiserin bezog ihren Schmuck aus Deutschland. Bald gab es auf dem Gebiete der Bedürfnisse für Kleidung, Bierat usw. keine Nation, die der deutschen Konkurrenz zu machen vermochte. . . Die Jahre verstrichen, eine Trübung der politischen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und Japan ließ sich äußerlich kaum erkennen und dennoch erfüllte sich hier das historische Schicksal der Deutschen: Kulturbringer zu sein und mit Un dank belohnt zu werden!

Eigentlich hätten die Deutschen dies aber voraussehen sollen, denn wohin sie in dieser Welt blicken mögen, überall waren sie fast die ersten Pioniere, um später entweder im fremden Volke unterzugehen oder beiseite geschoben zu werden. Und so lange wird der Deutsche Enttäuschungen erleben, als er sich nicht mit seiner Sendung abfindet. Sie bietet für wahr moralische Genugtuung im Ueberflusse. Das stolze Gefühl, anderen die Wege weisen zu können, ist etwas Erhabenes, Befriedigendes, genau so wie es einen im Vaterlande verachteten Propheten beglücken mag, wenn seine Vorhersagen genau eintreffen. In diese Rolle muß sich der Deutsche ein für allemal hineindenken, dann wird er vielleicht auch einmal materiellen Lohn ernten. Verkennt er aber seine Position, seine historische Sendung, dann mag er wohl nimmer froh werden. Sein Schicksal ist eben das aller großen Einzelpersonen: seiner Zeit voraus zu sein!

Not!

(Eine politische Weihnachtbetrachtung.)

Von Sepp König.

Als vor 1900 Jahren eine unvergleichliche Zerrüttung, Zerwühlung politischer Art die unter dem Szepter Roms zusammengeschweißten Völkerschaften heimsuchte und unter der verworrenen Vielheit der damals sich bekämpfenden Religionen und Kulte der Notsschrei des Zerfalls bis in die verborgensten Regungen der damaligen Zeit hineinblitzte — da ward die Zeit erfüllt und der Menschheit wurde ein Erlöser in die Welt gesetzt. — Eine lange Zeit seither! Die Geschichte ist auf ihren welteifernden Rädern unerbittlich über alles gefahren, was sich ihr entgegenstellte und heute ist von jener Erlöserwelt nichts mehr da, nichts, daß wir in diesen Weihnachtstagen sagen könnten: Welch Wunder der Welt

genießen wir doch! Vielleicht der einzelne, die Gruppe, die Kirchengemeinde ist dieser Erlösung auch heute noch teilhaftig. Aber die Menschheit, die Zivilisation, wie man so gerne sie zu nennen pflegt, ist heute ohne teilhabende Erlösung, die Menschheit hat sich in ihrer verworrenen Vielgestaltung verstrickt und verrannt, wie noch selten in der Weltgeschichte. Die Zerfahrenheit in der staatlichen Neuorganisation, im politischen und gesellschaftlichen Leben, die völlige Zerfahrenheit im wirtschaftlichen Leben, die geradezu vollstümliche Zerfahrenheit in Urteilen und sachlichen Erwägungen staatspolitischer und geradezu persönlicher Art rufen nach Rettung und Neuordnung Tag für Tag in aller Welt! Die Katastrophe, wie sie im Jahre 1914 über die Welt hereinbrach, ist noch immer da. Dem Kriege aller gegen alle mit blutigen Waffen geht nun der Ausbeuter- und Erpresserrieg seinem Höhepunkte zu; und nicht nur zwischen Völkerschaften, zwischen Staaten; nein, die Grausamkeit dieser Kampfweise hat sich bis in die Volksschichten, in die Gesellschaftskreise und Einzelpersonen fortgepflanzt. Der Zusammenbruch ist allgemein — seelisch, sittlich, wirtschaftlich und sozial! Bei Freund und Feind! Katastrophal ist der Umfang der Gewissenlosigkeit und Gedankenlosigkeit der Welt! Führer und Unterführer gleich! Sie waten mit ihrer unersättlichen persönlichen Machtgier in einem Schlamme und Gewühle von Leichen und Blut und mit Grauen sehen die denkenden Geister unserer Zeit den Gang der Entwicklung! — — —

Durch die Massen, durch das Volk aber, das an der Arbeit hängt, geht eine Erlösungsbedürftigkeit, ein Verlangen nach Rettung, nach Vereinigung, nach Niederreißung unnatürlichen Lebenszwanges, wie nie im verflossenen Jahrhundert. — Wo ist der Heiland, der Messias — wo der Erlöser aus dieser Weltnot? So mancher der Weltgroßen glaubte zwar in den letzten Jahren Erlöser der Menschheit geworden zu sein. Vom Heuchler Wilson bis zum Tiger Clemenceau, der seine Adventzeit dazu verwendet hat, in Amerika neuen Haßbrand zu entzünden, aber dafür in New York ausgepiffen wurde, von Lloyd George bis zum letzten internationalen Geldjuden, sie alle hatten sich den Glorienschein aufgesetzt, aber es nicht weiter gebracht als bis zum persönlichen Triumphator, zum Eroberer, zum — Rentner gewöhnlichster Art.

Nun sitzen sie glücklich wieder beisammen, bei der sechzehnten Konferenz seit 1918 in Lausanne und ranzen sich um die Petroleumkonzessionen Osteuropas, um die Meerengen am goldenen Horn und darum, ob die nächste Wirtschaftskonferenz in Brüssel oder in London abgehalten werde.

Ein Land nach dem anderen wird diesem weltumspannenden Macht hunger zum Opfer hingegeben. Griechenland war das letzte, das für diese Macht haber seinen Heimatboden mit Blutsegen besudelte, wobei 70.000 Türken die Papiere von Sevres zerfetzten und dieser europäischen Welt wieder einen Mann zeigten.

In Osten hemmt Hunger die Fortentwicklung, in Italien mußte die faschistische Diktatur den Untergang, den Zusammenbruch dieses Landes retten, am Balkan will das Kriseln ein Ende nicht finden. Der Westen steht drohend mit Kanonen und Bajonetten am Rhein. Und der Prozeß in der Mitte Europas, dieser schrecklichste von allen Nöten unserer Zeit, füllt das Maß der Sehnsucht zur Gänze und prägt dem Zerrbilde unserer Welt das Rainszeichen der Verelendung auf die Stirnseite. — — —

Kann denn im Anblicke dieses Bildes uns ein Weihnachtsgeschehen erfassen? Vermag uns in dieser Notzeit das Christfest ein Fest der Liebe, eine Stunde der Erbauung sein? — Ein Licht in der Finsternis? Ja, es kann uns dieses sein; es soll! Leben ist ja Kampf, Leben als Einzelperson, als Gemeinde, als Volk! Gerade wir Deutschen, die ja doch in aller Welt verstreut liegen, haben zu Weihnacht so recht das Wesen dieser Zeit, die Innerlichkeit, die Herzensseite des weihnachtlichen Scheines zu ergründen vermocht. Vielleicht inniger und sinniger als jeder andere Volksstamm. All unsere Liebe vermögen wir im Scheine der Weihnachtserlebens alljährlich auszupacken, all unsere Hoffnung und Sehnsucht setzt gerade zu dieser Jahreszeit neue Wurzeln und Sprossen und mögen wir Deutsche unsere Heimat haben wo immer in einem Staate, gerade an diesem deutschen Familienfeste finden wir uns alle wieder im Geiste. Kein Volk in der Erdenrunde ist heute einer Schmach und Not preisgegeben, wie gerade das deutsche Volk. Dem Elend und der Selbstzerfleischung hingeworfen, müssen die Deutschen im Reiche, in ihrem eigenen Lande zusehen, wie unlauteres Schiebtertum, geboren und geschaffen eben durch die oben bezeichnete Weltgewissenlosigkeit, ihnen aus dem Leben ein Vegetieren bereitet hat.

Das Licht scheint in der Finsternis! Kein Jammern, kein Wehklagen! Das Christfest vermag unsere Seelenkammern zu füllen, uns in der Finsternis ein Licht zu senden, uns Hinausgestoßenen, uns Frierenden Wärme zu spenden. Das ist Weihnacht auch in Not: das Leben wieder in seiner Seelenfülle erschöpfen, wieder einmal bei der Mutter Liebe daheim sein dürfen, alles verstehen und sagen können, befreit sein von den Tageslasten und im Glanze des Lichtes die Gottheit in der Brust tragen.

Dann sind wir wieder die Starken, weil wir wieder Hoffende sind! — Mit dem Licht in der Finsternis, mit dem Herzen für Treue und Liebe. — — —

So feiern wir Weihnacht!

Ein Weihnachtstraum.

Von H. Bourcar, Maribor.

Das Christkind ging durch den deutschen Wald. Bald kam das Weihnachtstfest und da wollte es sehen, mit was die Menschenkinder wohl die größte Freude hatten.

Es war bitter kalt. Schwer lag der Schnee auf den Tannen und Fichten, daß sie sich nur so hogen unter der wärmenden Last, und die Wege waren dicht verschneit, aber das machte dem Christkindlein nichts aus. Leicht glitt es über die schmale Wegspur hin und vor ihm schwebte der Stern von Bethlehem, den es auf seinen Weihnachtspfaden noch immer zum Begleiter hat. Doch heller und süßer als des Sternes Schein strahlte es aus den Augen des göttlichen Kindes. Wie ein zartes Erschauern ging es durch die Waldestiefe. Leise erbebten die Bäume und neigten die Häupter, daß der Schnee in schimmernden Wölkchen von den Ästen stiebte. Rehe und Hasen verließen ihr Lager und kamen zaghaft näher, ja sogar Meinecke Fuchs lugte vorsichtig aus seinem Bau.

Die Sterne standen leuchtender und feierlicher als sonst am kalten Winterhimmel und einer fiel rasch und feurig als flinke Sternschnuppe dem Christkind vor die Füßchen hin. Weit war es heute schon herumgekommen und hatte ein gut Stück Weihnachtsschokolade vor sich gebracht, so daß es meinte, bis zum Feste mit allem fertig zu werden. Sie sollten sich freuen, die kleinen und die großen Kinder, und kein es brauchte leer ausgehen, nur auszustrecken hatten sie die Hände und zugreifen nach dem, was das Christkind bot. Und doch blickte es nicht froh, würden sie zulangen, die Menschen? Die Erde war so anders geworden!

Wie das Jesukind so durch das Waldesdunkel schritt, was klang da plötzlich an sein Ohr? Es war ein leises Murren, wurde stärker und drängender, bis es zuletzt deutlich und angstvoll stehend zum Gotteskinde herüber scholl: „Christus, höre mich Christus, erhöre mich! Herr, erbarme dich ihrer!“ Und dann wie in Verzweiflung einmal und noch einmal und immer wieder: „Herr, hilf ihnen, sie gehen zugrunde!“

Das Christkind hob das Lockenköpfchen und spähte in den Wald, der Stern von Bethlehem aber stieg ein bißchen höher, damit man weiter sehen könne! Sieh, da stand ein großer Baum, der wohl schon Hunderte von Jahren an sich vorüberziehen sah und an seinem mächtigen Stamm hing ein Bildnis des Kreuzigten. Auf den Knien lag ein Mann davor mit bittend gerungenen Händen. Das Christkind trat auf ihn zu und berührte leise seine Schulter: „Was sagst du da? Und du bist traurig?“ Zusammenzuckend sah der Beter auf, was war das für ein sonderlicher Mann! Alt schien er, denn eisengraue Locken drängten unter seiner Zipselmütze hervor, doch jung und leuchtend standen ihm ein Paar blaue Augen im Gesichte. Als er das Jesukind erblickte, fuhr er zurück, dann sich wieder niederwerfend rief er mit lauter Stimme: „Ehre sei Gott in der Höhe!“

„Und Friede den Menschen auf Erden!“ kam ihm der Gruß zurück. „Was willst du, daß ich dir tun soll?“ „O Herr, der Welten Heiland! Du weißt alles, du weißt auch, warum ich elend bin! Sieh an mein armes Volk! Wieder ist ein Jahr dahin, härter und schwerer, als die ihm vorangegangen. Verweht wie Spreu ist, was sie schufen. Feinde umgeben sie von allen Seiten, ihr Arm ist ohne Wehr! Drum hilf du, o Herr, sonst gehen sie zugrunde!“ Das Christkind nahm die Hand des alten Mannes und strich ihm sanft über das graue Haar.

„Wie kleingläubig bist du noch! Geht man denn gleich zugrunde, wenn das Unglück kommt?“

Zugrunde geht, wer sich zugrunde gehen läßt! Und Unglück führt oft sicherer empor als der endlose Sonnentag."

"Wohin sollen sie schauen aus dieser hoffnungslosen Zeit in eine bessere Zukunft und sehen nicht als Dunkelheit und Wolken?"

"Es wird wieder heller, wenn es am dunkelsten war und lichter wird der Tag nach der Winter-sonnenwende. Sie sollen mit festen Füßen auf der Scholle stehen und doch den Blick zur Höhe wenden!"

"Was sollen sie suchen, da sie alles verloren haben?"

"Sag ihnen, sie sollen das Große suchen und nach dem Höchsten greifen!"

"Was ist es, Herr?"

"Das ist es, wonach die Seele greift und nicht die Hand, das ist es, was der Feind nicht rauben kann!"

"Welches ist der Weg, den sie gehen sollen?"

"Es ist der Weg der Treue gegen jedermann, es ist der Weg der Treue auch zum eignen Volk, zur eignen Art! Es ist der Weg der starken Herzen, die leiden, ohne zu verzweifeln."

"O Herr, mein Volk, es ist zersprengt und gespalten in viele Arme wie ein großer Strom an seiner Mündung. Wie soll stark sein, was nimmer vereint?"

"Sage ihnen, das Glück und die Stärke der Völker hängt an jedem einzelnen. Jeder sei groß und stark, als ob er, und er allein, sein Volk er-reiten könne."

Jah hob bei diesen Worten der Alte seinen Kopf und ängstlich leise fragte er:

"Und wenn sie den Mut verloren hätten und die Kraft? Herr, wäre es ein Wunder? Warum legst du so gewaltige Last auf ihre Schultern? Was hat das Volk getan, daß du es also schlägst? Ist es nicht dein Volk wie die andern Völker auch? Herr, hast du es zu lieben aufgehört?"

Wie in Abwehr hob das Christkind seine Hand und vor den Augen des alten Mannes begab sich etwas Wunderbares. Immer höher und größer wuchs das Gotteskind empor und immer ernster und leidvoller blickten seine Augen, bis endlich vor dem erschrockenen Frage-stand . . . der kreuztragende Heiland. Tief gruben sich die Dornen in die blasse Stirne und Wunden ohne Zahl bedeckten seinen Leib.

"Mein sind alle Völker der Erde und ich liebe sie mit endloser Liebe die ganze Weltzeit hindurch. Für alle ging ich von Bethlehem nach Golgatha und für alle habe ich die Last getragen! Wer meiner wert ist, trägt sie mit mir. Ungeheures Leid liegt auf deinem Volk, aber nur gewaltige Prüfung erweist den Starken! Denke zurück an vergangene Zeiten, immer wieder habe ich dein Volk aufgerichtet aus blutiger Not, immer heller leuchtend stieg wieder auf sein Stern! Drum zweifle nicht und murre nicht, mein Freund und Diener Michel!"

Tief beugte sich da der alte Mann und Tränen rannen aus den blauen Kinderaugen, nach der Hand des Heilands haschten wollte er, aber da er den Blick erhob, da schwebte die Gestalt des Herrn schon fern und fern. Das Licht erlosch, das ihn umgeben, und nur die Sterne blinkten vom Himmel hernteder in den deutschen Weihnachtswald . . .

Weihnachtsgedanken.

Von Reinhold Braun.

Sei frei, großherzig, mache dich auf und werde Licht! Niemand unter uns allen ist aller Weihnachtsfreude bar, wenn er sie nur sucht! Auf, laßt uns suchen! Friedrich Neumann.

In der kleinen Stadt Schneeberg im deutschen Erzgebirge herrscht seit Urvätertagen folgender Brauch: Morgens um vier Uhr am ersten Weihnachtstage beginnt ein Wandern von Lichtern in der Stadt. Aus allen Winkeln wanderts her. Aus reichen und armen Häusern kommen sie. In Laternen, die schon die Altväter trugen, werden sie von jungen und alten Männern einhergetragen. Ein sonderbares, ergreifendes Bild ist's, wie die Lichtlein alle der Kirche zuwandern. Unten am Fuße des uralten Turmes versammeln sich die Männer dann. Gültige Hände spenden ihnen einen heißen Trank; denn da oben auf dem Turme, wo es hinauf gehen soll, bläst eifig der Wind. Und nach einer guten Weile stehen sie alle da oben bei-einander, eng zusammen, daß man staunen muß, wie sie alle — und die Musiker müssen auch noch mit hinauf — Platz haben auf dem kleinen Raume. Und dann beginnt das Weihnachtssingen vom Turme

hin über die immer mehr erwachende Stadt. Ein ergreifendes Singen ist das. Schon die Altväter sangen diese Lieder.

Wie auch der Sturm blasen mag, wie eifig er auch sei und ob Wolken von Schnee gegen den Turm anbrausen, die Männer singen und singen und die Musikanten geben ihr bestes.

Welch eine wunderbare Einigkeit! Alle Parteilichkeit, aller Unterschied ist vergessen! Eng aneinander-geschmiegt stehen sie, die Lichtträger und Weihnachts-sänger, und sind ganz hingegeben der alten Freude und sind ganz deutsche Weihnachtlichkeit! Wie ein Wunder mutet das an, in dieser Zeit! Ja, und es ist's auch: in dieser Stunde ist das deutsche Gemüt wie eine selige, himmeloffene Blüte, es ist einmal ganz bei sich selber und seinem Köstlichsten, das in der Tiefe ruht und nun aufgetan ist wie ein Schatz.

Daß wir doch das Bild dieser Lichtträger und Weihnachtssänger hell und hoch in die Zeit stellten als das Bild unserer Sehnsucht! Liebe ruft hinaus in die Lande: "Schaut euch das Bild an und laßt es nicht mehr aus eurem Herzen und trachtet danach, daß es Erfüllung werde, daß unser Volk ein Volk der heilig einigen Lichtträger, ein Volk, das sich wieder findet über dem Kinde in der Krippe, in der Andacht vor dem süßen Wunder des göttlichen Lebens!"

Es ist eine Tragik um unser Volk: Angehörige des Volkes, das das tiefste Weihnachten aus der Tiefe seines Gemütes geschaffen hat, aus dem Reichtum dieses Gemütes haben sich selber arm gemacht durch Jähsucht im Strudel des Materialismus.

Seht da oben auf dem Kirchturme der kleinen Gebirgstadt ist ein Stück des alten Weihnachts-erlebnisses lebendig und innig und heilig schön lebendig. So muß es wieder werden! Und es kann es werden: denn sie haben noch die köstlichen Schätze in sich. Sucht nach ihnen; habt den guten Willen zu euch selber, zum deutschen Herzen! Weihnacht ist das Fest des guten Willens! Und es wird zur Phrase dort, wo Menschen nicht guten Willens sind! Lasset uns Lichtträger und Lichtbringer sein. Fröhliche, singende Liebe, lasset uns Hoffnung sein und alte deutsche Gläubigkeit! Lasset uns wieder Gemüt sein! Kämpfer gegen alles Dunkle! Guten Willens sein! Da liegt die Erlösung! Das ruft uns Weihnachten ins Herz! Lasset uns hören auf die Stimme der deutschen Seele!

Das wächserne Jesuskind.

Von Hansi Rubin, Ponikve.

Mit der weihnachtlich gepuhten frohastenden Menge, die sich in die kleine, kerzenflimmernde Kirchen-halle zum Abendsegen drängt, geht auch ein blaßes, junges Weibsgeschöpf, das schwer an seinem Leibes-segen trägt und mit einem weitfaltigen dunklen Mantel das Werden schen verhält.

Aber es hilft ihr wenig und die Blicke der Eil- und Zungenfertigen umfassen mit mitleidsloser Ver-ächtlichkeit ihre unförmliche Gestalt. Das Städtchen, in dem sie lebt, ist zu klein, um den Tratsch nicht von einem Ende der Straße bis zum anderen mühelos tragen zu können, und die Füße der braven tugend-haften Gevatter und Gevatterinnen durchheilen sie wohl mehr denn zwanzigmal des Tages.

Man weiß um ihre „Sünde“ und hat schon an den Fingern ausgerechnet, wann ihre bangste Stunde kommen wird.

Nur die Gedanken hat sie für sich allein und obgleich sie ihre feine weiße Stirn zu zersprengen drohen, verrät diese nichts und leuchtet in eherner Undurchbringlichkeit.

In ihrem Herzen aber ist ein wirres Durcheinander von Gefühlen, die sich gerne Luft machen möchten durch die herabgeschlossenen Lippen. Troß, Haß, Angst und Liebe ringen schwer misammen. Weiße, gültige Worte könnten manches in ihr lindern und zur Ruhe bringen, aber es ist niemand um die Arme, der ihr so sanften Zuspruch bieten möchte.

Ein einzigesmal hatte sie sich von ihrer Seelen-not überwältigen lassen und war zu ihrem Beicht-vater, den sie aus der Schulzeit her kannte, gegangen, um sich bei ihm Rat, verstehende und verzeihende Menschlichkeit zu holen. Er aber hatte — wie die Mehrzahl seiner Kollegen — aus der christlichen Lehre eine drohende Lehre gemacht und war ihr mit Hölle, Satan und Fegefeuer gekommen. Hatte die Aengstliche noch ängstlicher gemacht, denn mit der Einfalt des Weibes aus dem Volke war sie nicht imstande, zwischen Heilandslehre und geistlicher Methode zu unterscheiden.

Später war ihr im Hause, wo sie wohnte, ein Nationalökonom begegnet, der ihr ungefragt seine Ueberzeugung von der Notwendigkeit der menschlichen Fortpflanzung selbst auf außergefehltem Wege aufdrängte und ihr zahlenmäßig zu beweisen versuchte, daß der illegitime Geburtenüberschuß vom volks-wirtschaftlichen Standpunkte aus begrüßenswert sei, weil er das Familienelend verringere, wo die Kinder-zahl oft zu groß ist im Verhältnisse zu ihrer Erhaltungsmöglichkeit. Nach seinem Aufteilungsplane müßten die Unverheirateten solch armen Familien-väter die Lasten erleichtern und dem Staate zugleich die Sorge über einen allfälligen Geburtenrückgang abnehmen.

Aber das arme Weib wußte mit diesem seltsamen Troste des Verstandesmenschen nichts anzufangen, als sich auf die Stufe des Hauses hinzusetzen und über beides bitterlich zu weinen: über das harte Verbammungsurteil des Geistlichen und die kühle Sachlichkeit des Wirtschaftspolitikers. In der Be-drängnis ihres Herzens wünschte sie sich den Tod, der nicht Frage noch Antwort bereithält, nur eine große, feierliche Stummheit, in die sie mit ihrer Qual lächelnd hinübergleiten möchte.

So war sie hinausgeißelt in den vordämmernden Abend, um ihm zu begegnen, nach dem sie so sehnsüchtig beehrte.

Vielleicht, daß er in dieser weißen, stillen Heiligennacht irgendwo auf der Lauer lag, um zu horchen, ob auch heute, wo die Menschheit den Jahrestag der Geburt des Erlösers feiert, eine Sehnsucht ihn ruft, die ungestillt geblieben ist in der Stunde göttlicher Verheißung.

Ungewollt, von der Menge mitgezogen, ist sie nun in die strahlendhelle Kirchenhalle gekommen und drängt sich instinktiv dorthin, wo die anderen hin-drängen, wo sie schauen und staunen, weil dort in der hölzernen Krippe das Wunder der heiligen Nacht liegt: das wächserne Jesuskind!

Mit heißen, brennenden Augen starrt das blaße Weibsgeschöpf auf das nackte Kindlein, um dessen blondgelockten Kopf der Heiligenschein aus Gold-papier leuchtet.

Die unzähligen Kerzen lassen warme Lichter auf dem Wachsgesichte spielen, färben es rosig, zaubern Glanz in die blauen Glasaugen, machen das Lächeln des Kindes lebensvoll und glaubhaft.

Und das arme Weib sieht wie gebannt hin, sieht kaum den Stall zu Bethlehem und nicht die übrigen Figuren, die nur Staffage sind, sie sieht nur das lächelnde blonde Kind, dessen blaue Augen zu werden scheinen für ihr eigenes Ungeborenes, dem sie, die Mutter, den Tod bestimmen wollte, noch ehe es das Licht der schönen, grausamen Welt erblickt haben würde.

„Ein Kind der Sünde!“ hatte der harte Priester grollend gesagt.

„Ein Kind der Liebe!“ lispeln die lächelnden Lippen des wächsernen Jesusknaben und sie reden so eindringlich zum Herzen des blaffen Weibes, daß dieses schluchzend ihre Arme ausstreckt und in die Knie sinkend, ausruft: „Mein Kind, o mein Kind, du sollst leben und wenn man dir in der Welt draußen auch eine Dornenkrone aufs Haupt drücken sollte — ich, die Mutter, streue dir Blüten auf deinen Pfad!“

Die Menge neben ihr starrt erschrocken bald auf die wie verückt Daliegende, bald auf das Kindlein in der Krippe und wie ein Echo geht es erschauernd und im Flüsterton von Mund zu Mund:

„Ein Mirakel!“

Das abergläubische Volk denkt, das wächserne Jesuskind habe sich bewegt und aufgeregt eilt es auf die Straße, um allen Wißbegierigen von dem Wunder der heiligen Nacht zu erzählen, in welchem der göttliche Knabe für ein armes, noch ungeborenes und schon verachtetes, sündenbeladenes Menschenkind in heißer Menschenliebe erworben hat.

Wir haben einen Sopsersch.

Ein Bild vom Berliner Weihnachtsmarkt.

Von Werner Peter Larsen.

„Ist es jetzt schon Sonntag?“ fragte mein Söhntlein Hannes.

„Nein,“ sagte ich. „Es ist noch nicht Sonntag.“

„Denn es war noch ganz dunkel.“

„Warum ist noch nicht Sonntag?“

„Weil du noch schlafen mußt.“

Aber dann fand ich, daß diese Behauptung doch nicht recht stichhältig sei, und setzte hinzu: „Weil es noch Nacht ist.“

„So, so,“ sagte Hannes. „Ist es denn noch lange Nacht?“

„Ja.“

Mit dieser Antwort gab sich Hannes scheinbar zufrieden. Aber nicht für lange; mit einemmal war er wieder da.

„Vater . . . bist du auch durstig?“

„Nein,“ sagte ich, „ich bin nicht durstig.“

„Aber ich.“

„Das macht nichts. Schlaf nur noch ein Weilchen.“

„Ja, aber . . . wird es denn diesmal überhaupt nie Sonntag?“

„Na, nun laß mich aber gefälligst in Frieden!“ Hiermit drehte ich mich auf die andere Seite um und schlief ein. — Ich erwachte davon, daß jemand mich am Armel zupfte; — ich schlug die Augen auf: Hannes stand vor meinem Bett und begrüßte mich höflich, aber mit allen Anzeichen der Spannung:

„Guten Morgen! Bitte, ist es nun vielleicht endlich Sonntag?“

„Ja,“ sagte ich. „Ist, mein Sohn, ist es wirklich und wahrhaftig Sonntag.“

„Ist das nun der silberne Sonntag?“

„Ja.“

„Und gehst du auch mit mir aus?“

„Na,“ sagte ich gnädig, „ich will mal sehen. Ich denke, ich gehe vielleicht mit dir aus.“

„Aber bestimmt!“ sagt Hannes und trollt sich davon. — Am Nachmittag gehen wir aus. — Hasen und Drängen. Menschen, Wagen, Lichter, Pferde.

„Viele Menschen,“ sagt Hannes.

„Ja,“ sage ich. „Viele Menschen.“

Und die Straßen tauchen auf und versinken; die Schaufenster ziehen vorbei. Da ist alles, was dein Herz begehrt: ein Krampfadern mit richtigen Waren, mit Schinken, Pfefferkörnern und blauen Zuckerhüten, ein Hühnerhof, eine Burg und vor allen Dingen ein kreuzförmiger Waschbär, der im ganzen Schaufenster herumkugelt und Purzelbäume schlägt.

Hannes drückt seine Nase an der Scheibe platt und macht große Augen. Nein, weiß Gott, gar zu viele Herrlichkeiten winken da!

„Kauf mir . . .!“ sagt er und sieht mich ermunternd an.

Aber ich schweige und lächle.

„Willst du nicht?“

„Doch,“ sage ich. „Ich will wohl. Aber ich kann nicht.“

„Warum kannst du nicht?“

„Weil ich arm bin.“

„Bin ich denn auch arm?“

„Ja. Du bist auch arm.“

„Aber ich will nicht arm sein!“ sagt Hannes unwillig und zieht die Stirn kraus.

O, Hannes! Er träumte einen Traum die ganze Leipzigerstraße entlang, einen bunten, sehnsüchtigen Märchentraum von Puppentheatern und Schaukelpferden, von Märchenbüchern und Konfekt.

Am Dönhofsplatz aber stand ein Mann, der regierte eine Erzwelt für sich, eine Mäuserwunderwelt; rings um ihn herum hüpften und sprang, kribbelte und krabbelte es.

„Mäuse! . . .“ schrie der Mann. „Krabbelmäuse! . . . Zwanzig Mark der Stück! Zwanzig Mark! O — o — oh, Krabbelmäuse — Krabbelmäuse — Krabbelmäuse — — —“

Und das Gekrabbel beginnt.

„Krabbelmäuse“, sagt Hannes leise.

„Ja“, sage ich. „Krabbelmäuse.“

„Kauf mir . . .“

Unsere Blicke treffen sich; ich muß lächeln. Und mit einemmal haben wir eine Maus. — Und nun ziehen wir tapfer unsere Straße süßwärts, Hannes, ich und die Krabbelmaus. In meinem Mantel hüpft und springt es wie lauter Flöhe und Heuschrecken; aber was tut das? O, nichts, mein Schönllein Hannes amüßert sich. Er geht auf Zehenspitzen neben mir her, den Arm bis zum Ellenbogen in meiner Tasche und ist froh und guter Dinge.

„Krabbelt es sehr?“ fragte er ab und zu befriedigt.

„O, ja,“ sage ich, „ich danke.“

„Ich bitte,“ sagt Hannes höflich.

„Aber vielleicht möchtest du überhaupt ganz da hinein?“

„Wo hinein?“

„Na, zu dem Hopsierich.“

„Hopsierich?“ sagt Hannes. „Hopsierich . . . ? Wo ist denn so einer?“

„Na in der Tasche.“

„Ach so . . . Ja, bin ich denn auch ein Hopsierich? . . .“

„Na freilich.“

„Ja, bist du denn auch ein Hopsierich?“

„Nein.“

„Warum nicht? Warum, Vater, bist du nicht ein Hopsierich? . . .“

Er kann es nicht fassen.

„Sieh mal,“ sage ich, „sieh mal da —“

Da sitzen in einem Schaufenster Duzende von Heinzelmännchen vergnügt um einen Tisch und schmausen.

„Kauf mir . . .!“ sagt Hannes. „Willst du nicht?“

„Doch,“ sage ich. „Ich will wohl. Aber du weißt doch —“

„Was weiß ich?“

„Daß wir arm sind.“

Und Hannes schweigt eine Weile. Anscheinend denkt er krampfhaft nach. Aber er kribbelt und krabbelt . . .

„Arm?“ sagt er nach langem Hörgern in maßlosem Staunen.

„Ach, so . . . Vater, noch immer arm? Ja, aber, Vater, — wir haben doch nun den Hopsierich. . . ?!“

Wiener Weihnachtsbrief.

Von Waldemar Firkas, Wien.

Ein wechselvolles Jahr geht für Oesterreich zu Ende. Es feiert aber die heutigen Weihnachten in viel hoffnungsfreudigerer Stimmung als vor Jahresfrist, denn damals war der Ausblick in die Zukunft verzweiflungsvoll und dunkel; all die sichtbaren Ereignisse und die nur fühlbaren Stimmungen äußern sich am lebendigsten im Herzen des Landes und so konnte man in Wien noch im August manche bange Frage in den Augen des gequälten Volkes lesen.

Seither ist ein Umschwung zum Besseren eingetreten. Der Abschluß der Genfer Vereinbarungen war die stärkste Tat, die bisher eine Regierung des neuen Oesterreich vollbracht hat. Alle Welt wußte, daß dieser Staat, auf sich allein gestellt, eine Sanierung seiner Finanzen nicht herbeiführen kann. Er trug aber auch nicht allein die Schuld.

Der Mut, mit dem der Kanzler die Wahrheit über die wirkliche Lage des Landes bekannte, der feierliche Entschluß, den er in die Welt hinausrief, daß Oesterreich sich selbst mit allen Kräften aufrichten wolle, wenn ihm nur für die Uebergangszeit eine finanzielle Hilfe des Auslandes dazugegeben werde, die Mäßigkeit, mit welcher der österreichische Regierungschef alle aufrichtete und der deutliche Hinweis auf das, was kommen könnte, wenn Oesterreich am Ende seiner Kräfte wäre, machten den stärksten Eindruck und hatten einen nicht hoch genug einzuschätzenden moralischen Erfolg, auf den auch der materielle nicht ausblieb.

Mit dem Interesse des Völkerbundes für Oesterreich hat auch prompt eine Entspannung der wirtschaftlichen Lage des Landes eingesetzt. Das Vertrauen des österreichischen Volkes zur Sanierung ist gestiegen, dasselbe Vertrauen gewinnt auch im Ausland an Boden. Durch den begonnenen Preisabbau und die voll im Gange befindlichen Sanierungsmaßnahmen ist jede Gefahr geschwunden, daß das Mehl für Brot ausgehen oder ein Bankrott kommen könnte. Die widerlichen Fremden, die das arme Wien auskaufen wollten, sind verschwunden, weniger zur Freude der Geschäftsleute, dafür aber umso mehr zum Vergnügen der bodenständigen Bevölkerung.

Der Wille zur Arbeit ist vorhanden und wenn auch die „ganz große Arbeit“, von der der Kanzler sprach, bevorsteht, so ist es doch ein gutes Zeichen, daß keine Angst mehr vor den Opfern herrscht, die gebracht werden müssen, daß nicht mehr eine gedrückte Stimmung vorwaltet, wie sie noch im August durch Wien schlich, sondern daß sich überall die Hoffnung auf das Gelingen des Sanierungswerkes regt, womit die unangenehmen Beigaben der Genfer Protokolle in absehbarer Zeit ausgeschaltet sein werden. So hat Oesterreich nach einer schweren Krise schon festen Boden unter den Füßen und steht seiner Wiedergeburt entgegen.

Gleichzeitig mit diesen Erfolgen wurde aber in Genf durch das Vorführen der Gefahren, welche die Not Oesterreichs auch für die Nachbarn hatte, noch kostbarer gesichert: Oesterreichs Selbständigkeit.

Auf demselben Boden, auf dem vor nicht ganz tausend Jahren unter Karl dem Großen die Ostmark entstand, steht heute, nach wie vor als souveräner Staat, das neue Oesterreich. Nicht mehr mit derselben Aufgabe, wie sie die einst-

malige Ostmark hatte. Dennoch mit einer ähnlichen! Das heutige Oesterreich ist ein deutsches Land, der bedeutendste und am weitesten gegen Osten vorgeschobene Posten deutschen Stammes im südlichen Europa. Die traditionelle Wahrung, die Pflege und Vervollkommnung seiner Errungenschaften, Wissenschaft und Kunst, die Behauptung der eigenen Scholle sind Oesterreichs Sendung, von ihm sollen die Segnungen alter Kultur ausstrahlen und dadurch Gemeingut auch für jüngere Völker werden. Wien, in der Mitte Europas gelegen, ist berufen, dem Handel zwischen Abend- und Morgenland zum zentralen Stützpunkt zu werden.

Und daß es Oesterreich durch die Erhaltung seiner Selbständigkeit möglich geworden ist, sich diesen Aufgaben weiter zu widmen, ist das schönste Weihnachtsgeschenk, welches das Geschick dem schwer geprißten Land bescheren konnte.

Wien grüßt zum Weihnachtsfest und Jahreswechsel nicht nur die Morgearbeit einer herausziehenden besseren Zeit, sondern auch die durch den Raum getrennten Freunde und Verwandten im Norden und Süden.

Grenzen.

Weihnachtserzählung von Grete Edsch, Maribor.

Mit melodischem Schellengeläute glitt der Schlitten über die weiße Flur. Günter Nolden hatte den Kragen des pelzgefütterten Rockes emporgeschlagen und trieb die Pferde durch einen munteren Ruf zur rascheren Gangart an. Sein wetterhartes, frisches Antlitz strahlte voll ehrlicher Begrüßungslust, als er, sich dem Bruder zuwendend, den er soeben von der Bahn geholt, sagte: „Unfassbar freue ich mich, Paul, daß du es noch so einteilen konntest, den heiligen Abend mit uns zu verbringen. Du sollst sehen, wie wundervoll die Feier eines solchen Festes im Kreise der Lieben auf heimatlicher Erde ist.“ Der Angeredete saß, elegant gekleidet, lässig zurückgelehnt an der Seite seines Bruders. Ein mattes, überlegenes Lächeln verzog jetzt das glattrasierte Gesicht des Anknüpfers: „Ja, lieber Günter, es wurde mir wahrhaftig nicht leicht gemacht, zu euch in dieses gelobte Land zu dringen,“ scherzte er leichtsin. „Aber da es mir nun endlich gelungen, hoffe ich auch, daß die in vielen Büchern so schön beschriebene Landeinsamkeit nach all dem Trubel des großstädtischen Lebens meinen Nerven zugute kommen wird.“ „Mehr als du ahnst, wird dich dein Hersein beschenken, Paul,“ erwiderte Günter leuchtenden Blicks.

Mit Bindeseile näherten sie sich nun der kleinen Detschaft, glitten an dunklen, geduckten Häuschen vorbei, an der Schule, dem Marktplatz, dem schneeverwehten Kirchhof, in dessen Mitte wie weltabgeschlossen das Gotteshaus stand. Dann lag wieder das schimmernde, unendliche Land vor ihnen. „Unferne Heimat,“ sagte Günter aus tiefstem Herzensgrunde, „wie lange warst du schon nicht in deiner Heimat, Paul! Ueberkommst dich bei ihrem Anblick nicht ein Gefühl der Andacht, des wohligen Geborgenseins?“ „Aber auch das der Erbitterung,“ fiel ihm der andere hart aufschlagend ins Wort. „Solch ein Gefühl überwiegt beträchtlich die anderen Gefühle, wenn man die Plakereien, die auf dem Wege hieher liegen, bedenkt. Unerbittlich sind die Grenzen gezogen und dieses Land steht unter der Diktatur eines Staates, der genügend Gewalt besitzt, es euch nach und nach zu verleiden.“

„Wie sollte man sich je der Erde entfremdet fühlen, ihr das Unabänderliche entgelten lassen, auf der unsere Wiege stand? Das wäre ein schlechter Dank für all die tausendfältigen Jugenderinnerungen, die uns mit der Heimat immerdar verknüpfen, Paul. Im Grunde genommen ist sie ja doch dieselbe geblieben. Sieh die alte Scheune jenseits des Grabens! Weißt du noch, wie wir als Jungen unsere ougehöhlten Kürbisse, in die wir ein regelrechtes Gesicht geschnitten und eine Kerze hineingetan, dort aufbewahrten, um des Abends die Bauersfrauen damit zu schrecken? Oder den weidenbesetzten Bach, gewahrst du ihn, der quer durch die Wiese läuft, in dem wir barfuß Krebsse fingen? Doch warte nur, bald wirst du dich heimisch fühlen! Nie habe ich beauftragt, dir die Stiebelstube einzuräumen mit dem weiten Blick auf Feld und Wald.“

Das Gefährt bog von der Landstraße ab. Nach wenigen Minuten wurde der langgestreckte, massive Bau des Herrenhauses und die daran anschließenden Wirtschaftsgebäude von Günters Gut Hagenau sichtbar. Peitschknallend fuhr er durch das breite Hofstor, sprang eilig ab, rief nach dem Knecht, hob wohlgenut den großen, hellbraunen Lederkoffer des Bruders herab, wehrte lachend der Hofhündin Diana,

die bellend herbeigesprungen kam und den Fremden misstrauisch beschnupperte, und geleitete dann Paul in das Innere des Hauses. Auf der Schwelle kam ihnen freudig, hausmütterlich erregt Ria, Günters Frau, entgegen. „Wie freue ich mich, daß du endlich den Weg in unser Heim gefunden hast“, sagte sie herzlich, ihrem Schwager die Hand reichend, die er gelant küßte. „Seit meinem Hochzeitstage habe ich dich nicht gesehen. Nun aber mußt du auf lange Zeit unser lieber Gast sein. Walter! Trudel! Kommt und begrüßt euren Onkel!“ Ein wenig schüchtern blickten vier blane Kinderaugen verwundert auf den fremden Herrn, der sich gönnerhaft zu den Kleinen beugte und ihre rostig runden Wangen streichelte. „Alles wurde schon für die Feier bereitet. Die Tanne steht prächtig geschmückt im Erkerzimmer.“ flüsternte Ria geheimnisvoll, „der Raum ist von ihrem Duft erfüllt. Sie senkt ihre Zweige über verhüllte Gaben, so schön, so feierlich! Und das Weihnachtsgebäck, wie lecker fiel es aus! Das soll dir munden, Paul! In einer Stunde bricht die Dämmerung herein. Bis dahin erhole dich von der gewiß unerquicklich gewesenem Reise.“ Verheißend dem Schwager zunicke, huschte Ria durch die gewichgeschmückte Halle, um überglücklichen Herzens ihre hausfrauliche Arbeit zu vollenden.

Indessen hielt Paul in seinem Siebelsübchen Einzug, das alsbald ein süßlicher Wohlgeruch durchzog, der aus dem geöffneten Koffer drang und von einer anderen Welt erzählte. Keinen Blick erübrigte der Gast für die weite, beseligende Aussicht, die sich ihm bot, sondern suchte vergeblich nach den mitgebrachten, kostbaren Geschenken.

Draußen wurde kein Laut hörbar. Unübersehbar hüllte funkelnder Schnee die schlummernde Erde ein. Wiesen, Felder und sacht ansteigende Weinberge ruhten von ihrem Geben aus und atmeten geborgen unter der weißen Decke dem neuen Grünen, dem neuen Werden entgegen. Uralte Nadelbäume des Hochwaldes, der als dunkle Linie den Horizont säumte, neigten ihre Häupter unter ihrer Last wie greise Männer mit weißen Bärten ernst zu Boden. Doch die frosterstarrten, eisbedeckten Zweige beruhigten brüderlich einander und bildeten einen Dom, durch den das deutsche Wintermärchen schritt . . . Allmählich schlichen Schatten zur Erde, die heilige Nacht brach an. Unter ihrer verführenden Umarmung ruhte inbrünstig das weite Land, die Natur wurde Gebet.

Aus den Fenstern des Gutshauses strahlte festlicher Schein. Alles, was zart sinnige Liebe erdacht, um den Nächsten zu erfreuen, lag auf dem Gabentisch. In betörendem Funkelglanz prangte der deckenhohe Tannenbaum. Unzählige Lichtzüngelein streiften leise knisternd die buntbehangenen Äste, andächtige Freudenfeuer in den Augen der Anstehenden erweckend. Helle Überraschungsbebende Jubelstimmungen wurden laut, dann folgte ein überseliges stummes Schauen, Bewundern. Günter war zu Paul getreten, der salonmäßig gekleidet gelassen am Fenster lehnte. „Wie reich hast du uns bedacht, Paul! Jetzt schäme ich mich fast, dir mein Geschenk anzubieten. Doch was könnte ich dir auch anderes schenken, da du mit irdischen Gütern so reich gesegnet bist! Da dachte ich mir, ob dir vielleicht dieses Bild, das ich in einem Familienalbum fand und vergrößern ließ, ein klein wenig Freude bereiten würde. Unsere Urgroßeltern, schollentreue Bauern, vor ihrem Hause sitzend, auf dessen Grundmauern unser heutiger Besitz sich erhebt.“

Einen flüchtigen Blick darauf werfend nahm Paul das Bild in Empfang: „Sehr freundlich von dir, in solch sinniger Weise an mich gedacht zu haben. Ich danke dir vielmals, Günter. Doch jetzt beteile endlich das Gefährte. Die Leute stehen schon um den Baum.“

Glücklich wie ein junger König in seinem Reich wandte sich Günter an die Untergebenen, hatte für jeden ein freundliches Wort, einen Händedruck, eine sorgfältig ausgewählte Gabe. Ria aber griff in die Taschen und das alte deutsche Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht“, von Männern und Frauen gesungen, erklang mit der nie versiegenden, zu Herzen gehenden Weihe.

Spät war es, als Ria nach beendeter Feier die Kinder zur Ruhe brachte. Die Brüder saßen noch rauchend und plaudernd, an einer Flasche Wein sich gütlich tuend, beisammen.

„Sag, Günter,“ unterbrach Paul die plötzlich eingetretene Anekdote „Ihr habt wohl wenig Umgang mit den Besitzern umliegender Güter? Vieles in fremde Hände übergegangen, was? Genügt dir denn so ein beengtes, nur den ländlichen Vorzügen geweihtes Leben?“ Ueber Günters Antlitz glitt ein Zug schmerzlichen Betroffenseins, während sein Blick durchdringend auf dem Bruder ruhte. Dann erwiderte

er ernst: „Einem begrenzten Interessentkreis sind wir mehr oder weniger fast alle unterworfen, Paul. Glaubst du, daß du imstande bist, ihm zu entfliehen, weil du dein Dasein im verwirrenden Lärm, im Hasten der Großstadt verbringst? Wie tausend andere Menschen hat auch dich das Leben eingekreist, dir die Grenzen deines Denkens, die Grenzen deines Fühlens und Handelns gesetzt, in denen du innerhalb ihres Gebietes dein Arbeitsfeld gefunden. Nur ganz großen Geistern ist es vergönnt, über die eheernen Alltagsgesetze hinaus eine stille klare Fernsicht zu genießen. Sieh, Paul, wir aber sind doch auf derselben Scholle großgeworden, daher kann es gar nicht denkbar sein, daß unsere Empfindungen soweit auseinander gehen könnten. Ich will dir meine Gründe erklären, die mich unwandelbar bestimmen, an diesem Ort zu verweilen. Nach dem Tode der Eltern fiel an dich das väterliche Vermögen, an mich das ziemlich vernachlässigte Gut. Du suchtest das Glück in der Welt, wechseltest verschiedene Male deinen Beruf und bist nun durch Spekulationen reich geworden. Ich aber verblieb auf der Erde meiner Vorfahren, arbeitete wie der ärmste Knecht vom beginnenden Morgen bis zur sinkenden Nacht und brachte das Antewesen wieder zu einem bescheidenen Wohlstand. Dann heiratete ich und die Liebe und das Glück zogen mit Ria über die Schwelle des Hauses. An dem Besitz wurden Verbesserungen vorgenommen. Unaufhörlich fühlte ich den Drang in mir, das Auserwiesene meiner Väter zu vergrößern, pachtete gar die Mühle dazu und Rias Mügest verhalf zur Erweiterung meines Feldes, Wiesen- und Waldbestandes. Vollste Befestigung lohnte mein Schaffen. Dann folgten die Kriegsjahre; harte düstere Zeiten, in denen sich das Herz wundsehnte nach der Heimat. Endlich die Heimkehr, ein Wiedersehen! Glaubst du, Paul, daß ich da fühlte, daß ich fremdes Land betrat? Trotz all der mich umgebenden Widerwärtigkeiten liebte ich um so heißer, um so inniger meine Scholle. Ich fühlte die tiefe Zusammengehörigkeit mit ihr stärker denn zuvor.“

„Aber deine Kinder, Günter! Dein Sohn! Willst du hier seine Erziehung leiten, ihn einer fremdsprachigen Schule überliefern?“

„Das soll keine Sorge für mich sein. Mag er getrost die Schule besuchen! Unschädigt an Seele und Geist wird er sie wieder verlassen, jedoch nicht eher seine Studien an anderer Stelle fortsetzen, bevor er nicht von dem Bewußtsein durchdrungen ist, daß wahrhaft deutsche Männer nirgends standhafter und stärker sind als auf dem ererbten Grund ihrer Väter und keine Grenze sie so schmerzlich zu treffen weiß als die, die ihre eigenen Stammeswurzeln in Verblendung mitunter selbst zwischen sich und ihrer Heimat ziehen. Vor solch einem Tun will ich dich bewahren, Paul. Denn hallos, bedauerenswürdig müchtest du mir erscheinen, wie jene nach Genuß haschenden, im hinsäuflichen Großstadtlärm wühlenden Menschen, die in dem Glauben leben, Träger unserer Kultur zu sein.“

Günter war aufgetanden und öffnete das eisblumengeschmückte Fenster. Eine klare, bläulichweiße Nacht sah herein. Sternenketten durchzogen mit funkelndem Leuchten das Firmament. Wie in wonniger Befreiung dehnte sich die glitzernde Ebene. Anblickverunken sprach er verzückt: „Bis zu jener welligen Hügelreihe, so weit das Auge reicht, mein, alles mein! O, Paul, könntest du ahnen, wie labend dieses Bewußtsein auf mich wirkt!“ Und dann in jäher ausbrechender Freude: „Morgen, ja, morgen durchstreifen wir den weihnächtlichen Forst. So wird auch dein Herz rückfindend die Schönheit heimatlichen Bodens preisen!“

Da schien es, als ob der kalte, von außen eindringende Luftstrom Pauls blasse, unbewegliche Gesicht neu beleben würde und er sagte in einem seltsam veränderten, nachdenklichen Tonfall: „Etwas Köstliches, Starkes, ganz Großes muß es um die Bodenständigkeit sein. Weihe mich in ihre Offenbarungen ein — wenn du mich ihrer noch für wert hältst!“

Weihnachtsgebräuche im Gottscheer Ländchen.

Von Jakob Fritz, Grafensfeld.

Ueber ein halbes Jahrhundert ist verfloßen, seit ich das letztemal als Knabe mit meinen Geschwistern das Hl. Christfest feierte. Ich will versuchen, so gut es mir die Erinnerung erlaubt, die Gebräuche zu schildern, die damals im Gottscheerlande gang und gäbe waren in den heiligen Weihnachtsnächten.

Schon einige Tage vorher ging es in dem Hause zu wie in einem Bienenstocke. Wir größeren Kinder hatten den Christbaum aus dem tieferschnittenen Balde geholt, schmückten ihn mit rotbackigen Äpfeln, mit vergoldeten Nüssen, mit mancherlei Zuckerwerk und mit bunten Papierketten. Daß dabei die holde Heimlichkeit, die am heiligen Abend in den hellen Stadthäusern geübt wird, verloren ging, machte uns Bauernkindern nichts aus. Denn für uns waren die dunklen Ecken des Hauses mit dem geheimnisvollsten Weihnachtszauber gefüllt. Der Friedrichstein hob sich im verschwindenden Lichte mit Tausenden und Aber-tausenden silbernen Christbäumen in den Himmel des Hl. Abends empor. Wir hatten der Mutter das Zuckerwerk abgebetelt, der Vater war um diese Zeit niemals zuhause.

Der Christbaum wurde damals nicht mit einem Untergestell auf den Tisch gestellt, sondern er hing an einem Haken umgekehrt auf den Tisch herab, wo er ja keinen Platz gehabt hätte, denn hier war alles voll belegt. In der Mitte stand das Weihnachtsbrot, in der Gottscheer Mundart „Schipling“ genannt. Beim Backen des Schiplings halfen wir Kinder alle mit. Wir formten ein Christuskind aus dem Teig mit schwarzen Hirseaugen, das in die Mitte des Brotes kam als Symbol der Geburt des Erlösers, mit einer ausgefransten Teigdecke darüber. Ringsum wurde ein drei- oder vierfach geflochtener Kranz aus Teigsträhnen gelegt, der in Form einer Masche geschlossen wurde. Dann setzten wir Teigtauben auf das Brot mit eingeschnittenen Schwänzen und Flügeln, so viele als Kinder da waren. Sie saßen in regelmäßigen Abständen dem Christuskinde zugekehrt und sollten an die unbefleckte Empfängnis erinnern.

Der übrige Teil der großen Tischplatte war fast überladen von den verschiedenartigsten Gegenständen. Da waren ein Beil, eine Sichel, Messer und andere Werkzeuge, ein Ochsenjoch, Hülte, Kopftüchel, Sonntagskleider. Sie sollten in den Weihnachtsnächten für das ganze Jahr geweiht werden, daß sie Segen brächten und kein Unglück. Wir Kinder legten unsere Schultaschen hin und glaubten fest daran, daß wir dann leichter lernen könnten. Als wir später im Kreise meiner eigenen Familie der neuen Zeit entsprechend einen stehenden Christbaum hatten, wurden einige Kerzen darauf angebracht, die beim Beten des Rosenkranzes angezündet wurden, was die Feierlichkeit unserer Andacht sehr erhöhte. In aller Augen spiegelten sich die Dichter, während wir in heiligem Eifer, nach dem Alter im Halbkreise gruppiert, um den Tisch knieten und beteten: Den du, o Jungfrau, zu Bethlehem geboren hast . . .

Zum Schlusse erklang das rührende Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht . . .“ und die Bauernkinder waren seliger als manches Stadtkind.

Aehnlich wie der Hl. Abend wurden auch die anderen Weihnachtsnächte, Neujahr und Hl. Dreikönig begangen. Erst am letzten Weihnachtstage war die Weihe vollständig, da erst wurden die Schätze des Christbaumes verteilt. Auch das Weihnachtsbrot wurde „angegänzt“ und alle Hausgenossen aßen ein Stück. Aber auch jedes Stück Vieh im Stalle, Hund und Katze, bekamen ihr Teil. Diese Gebräuche sind als dunkle Erinnerungen aus der Urtiefe unserer Volkervergangenheit auf unsere Tage gekommen.

Es weihnachtet.

Von Fritz Högler, Ebental.

In bunten Regenbogenfarben glitzern die Eiskristalle an Busch, Baum und Gesträuch, funkelnd in der Winter Sonne. Die Bäume in Feld und Wald freuen sich ihres schimmernden weißen Schneekleides, Stauden und niedriges Gestrüpp geben sich mit Schneefetzen zufrieden, wissen sie ja, daß es Fetzen sind vom kostbaren Mantel der Schneekönigin, die in Winternächten über die Heide schreitet, zauberhaft, geisterhaft . . . Manch leder Dorn reißt sich dann in Eile ein Stückchen aus dem Kleide der Geheimnisvollen.

Durch die Gassen der Großstadt flutet die Menge, reich in Pelze gehüllt oder frierend in dünnen Mänteln. Behäbig bleibt der Reichtum vor den weihnächtlichen Auslagen stehen und wählt sich hochkostbaren Schmuck für den Weihnachtsbaum oder auch bligende Goldringe für die zarten Hände der Frauen.

Von der Mensa wandert ein Studiosus. Durch seinen Sommerrock fährt der Wintersturm und wirft dem jungen Manne manch kalte Schneeflocke ins knochige Gesicht. An großen Schaufenstern führt ihn sein Weg vorbei. Er sieht warmgefüllte Mäntel, Handschuhe, Winterkappen, Wollhemden und — Christbäumchen.

„Es weihnachtet“, spricht er voll Wehmut. „Einmal wird es doch auch für mich rechte, glückliche Weihnacht“ — sein stiller Wunsch, seine frohe Hoffnung. Er denkt an seine Lieben daheim, an den greisen Vater, die liebende Mutter . . . vielleicht auch des getreuen Mägdeleins, das in der Heimat für sein Wohlergehen betet.

Fern ist er, fremd unter fremden Menschen, auch zur Weihnachtszeit . . .

Er kann nicht heim, hat er ja nichts für die Reise in seinem Geldtäschchen.

Durch den alten Park lenkt er bald seine Schritte. Die alten Bäume, er kennt sie so gut . . . Seine Tröster waren sie ihm in blühender, lachender Maienzeit. Damals warfen sie ihm gar oft Blütenflocken ins blonde Haar und er lächelte wieder. Schlag ihm zur Sommerzeit das Herz gar zu wild, zu ungestüm, so suchte er Kühlung dort im Schatten, wollten ihn die Herbstnebel niederdrücken, so eilte er hinaus und das Rascheln in den toten fahlen Blättern tat ihm wohl. Auch heute hat er hin gemußt in seine stille, gepflegte Einsamkeit.

Würdevoll neigen die Baumriesen ihre weißen Häupter und seiner, harter Schnee rieselt durch ihr Geäst. In den Lüften heult der Schneesturm ein schaurig Liedlein . . . Träumend wandert er langsam auf und nieder, der Vereinsamte, bis sich graue Dämmerung niederstent und alles mit ihren grauen Nebelfäden umspannt. Den schönsten Weihnachts Traum träumt er. Er sieht ein schmuckes Weihnachtsbäumchen im Zimmerwinkel, lustig flackernde Kerzlein sind darauf, viele, viele . . . Sieh, dort funkeln sie wirklich, hoch am nächtlichen Himmel. Eins besonders leuchtet so hell, eben haben es Englein angezündet. Es fröstelt ihn. Schnell eilt er heim. Durch die eisgeblumten Fenster der Stadt leuchten goldene, silberne Fäden von den Tannenbäumchen . . . Er sieht viel schönere, herrlichere. Nun ist er in seiner Dachzimmerwohnung. Kalt und finster umfängt sie ihn. Unten im ersten Stockwerke singt ein Knabenchor: „O du fröhliche, o du selige Weihnachtszeit.“ Er singt leise, leise mit. Dies ist sein Abendgebet. Heute will er warm schlafen: Weste und Rock breitet er noch über die leichte Bettdecke.

Englein spielen um seine Bettstatt. Drunten ruft die Dorglocke fromme Väter zur Mitternachtsmette. Auch er fühlt sie, auch er erlebt sie, die stille Nacht, die heilige Weihnachtsnacht, glücklich — im Traume.

Die Denkmäler für gefallene Krieger als versöhnendes, erzieherisches Moment.

Von Oberst d. R. Leopold Lottspeich, Pesnica.

Es vergeht keine Woche, in der nicht irgendwo in Deutschland oder Deutschösterreich ein Denkmal für gefallene Kämpfer im Weltkriege errichtet wird. Mit großer Befriedigung kann festgestellt werden, daß sowohl die Form dieser Denkmäler als auch deren Inschriften der gegenseitigen Versöhnung der Völker nicht entgegen sind.

Jeder Mensch hat das heilige Gefühl in sich, ja er ist mit dieser göttlichen Idee geboren, daß nämlich eine Zeit kommen wird, in der die Menschen einstweilen alle eine brüderliche Gemeinschaft bilden werden mit ungeheuren Kräften der Erkenntnis, der Moral, des Willens, der Phantasie, des Glaubens. Dieser brüderlichen Gemeinschaft zustrebend, müssen alle entgegengesetzt wirkenden Strömungen und Tendenzen im Leben der Völker vermindert werden. Alle Denkmäler, die vor dem Weltkriege errichtet wurden, sind dieser Idee zuwiderlaufend, weil sie ihrer Form und den Inschriften noch bei einem Teile der Menschheit Haß, Rache, Unwillen oder doch mindestens ein unangenehmes Empfinden heraufbeschwören. Ein Denkmal, bei dessen Anblick der Gedanke an Sieger und Besiegte ausgelöst wird, ein Denkmal, auf dem eine Britannia, eine Gallia, eine Danubia, eine Germania stehen, ein Denkmal auf dem die besiegte Nation genannt oder auch nur erraten werden kann, ist kleinlich und niedrig in seiner Wirkung auf alle jene Menschen, welche der unterlegenen Nation angehören. Wenn ein französischer Arbeiter vom Baugerüst fällt, wenn ein deutscher Seemann im Meere ertrinkt, wenn ein belgischer Grubenarbeiter im Bergschacht erstickt, wenn ein englischer Soldat im Kampfe fällt, so sterben sie alle nicht für ihr Volk, sondern für die ganze Menschheit, nämlich daß der Mensch aufhorche, der Ursache solcher Leiden nachsinne, sich auftraffe und überwinde. Alle die in diesem großen Kriege gefallen sind, auf beiden Seiten, unser und der Feinde Kinder, ja auch der blödsinnige

Neger, der gegen Weiße in den Kampf gestellt wurde, sie sind alle für die Menschen gefallen. Nicht eine Germania, nicht eine Gallia soll auf dem Denkmal der Gefallenen stehen, sondern entweder ein Kreuz als das Symbol des Besten und Wertvollsten, das immer und überall für die Menschheit litt und starb, oder eine Kugel als Zeichen der Gottheit, die nicht Anfang und nicht Ende hat, denn sie sind für die Menschheit gefallen, daß sie sich erhöhe, daß sie in Religion und Sittlichkeit und in ihrem gegenseitigen Zusammenleben sich aufwärts steigere. Auch die Inschriften dieser Denkmäler müssen im Sinne der Versöhnung der Völker verfaßt sein. Selbst die Erwähnung einer Schlacht oder eines Gefechtes schließt schon die Demütigung einer Nation in sich. Das Denkmal soll in der Betrachtung jeder Mann, ohne Ausnahme, ein Gefühl des Stolzes, der Genugtuung und der Aneiferung auslösen, es dem Helden des Denkmals in dem, was man als Pflicht betrachtet, gleich zu tun. Die Denkmäler, die, wie erwähnt, in letzter Zeit in Deutschland und in Deutschösterreich errichtet wurden, sind ganz in dieser weiterschauenden, versöhnlichen Tendenz gehalten und müssen daher von allen fortschrittlichen Völkern mit Freude und Genugtuung begrüßt werden. Hoffen wir, daß dieses schöne Beispiel wahrer Herzenskultur auch bei den anderen Nationen Nachahmung findet.

Es ist auffallend, wie wenig Denkmäler den Helden des Weltkrieges in Kroatien, Slawonien, Slovenien, Dalmatien, Bosnien, in der Herzegowina und in der Boiwodina errichtet werden. Die Söhne dieser Länder sind ehren- und ruhmbedeckt aus dem Kriege hervorgegangen und halten jeden Vergleich mit anderen Nationen stand. Fürchtet man vielleicht, daß dies in Beograd ungenügend gesehen würde? Ich glaube kaum, denn die Serben sind selbst ein heldenhaftes Kriegsvolk, das seine gefallenen Helden zu ehren weiß und gewiß alle Erscheinungen, die auf eine Anerkennung der gefallenen Helden in den erwähnten Landesteilen abzielen, billigen und unterstützen würden. Drum ans Werk, ihr lebenden Zeugen des Weltkrieges, ehret die Heldensöhne eures Volkes, eures Stammes, die für euch gekämpft, gelitten und gestorben sind, denn es ist eine Ehrenschild, die wir abzutragen haben und Ehrenschilden müssen rechtzeitig eingelöst werden.

Vermischtes.

Ein Trauerspiel im Weltall. Weit draußen im Weltall hat sich ein Trauerspiel ereignet, das allem Anscheine nach noch weit furchtbarer als alles Kriegsunheil war, das unsere alte Erde in den letzten Jahren betraf. Während auf Erden einige Millionen Männer einander mordeten, kämpfte da draußen im Weltall vielleicht, ja wahrscheinlich eine ganze Menschheit inmitten eines unausdenkbaren Trümmerfeldes einen letzten, verzweifelten, hoffnungslosen Kampf mit dem Tode. Unweit des Sternbildes der Plejaden ist plötzlich in weniger als vierzig Stunden ein Stern zehnter Größe zu einem solchen von der Größe der uns schwächer leuchtenden Sterne des „Großen Bären“ geworden. In weniger als zwei Tagen hat also diese ferne Sonne, die vielleicht Planeten ähnlich der Erde, friedliche Menschenkinder, mit Licht und Wärme versorgte, ihren Glanz, ihre Wärme und ihre Lichtstärke um 11fache erhöht. Man stelle sich vor, daß unsere Sonne von heute auf morgen Strahlen vom Himmel senden würde, die hundertmal stärker wären als gestern. Schon am ersten Tage gingen unsere Wiesen und Felder in Flammen auf. Man würde gezwungen sein, in Keller und Erdhöhlen zu flüchten. In wenigen Tagen wären Seen und Meere ausgetrocknet und fürchterliche Wolken hingen an ihrer Stelle über der Erde. Wolkenbrüche von ungeahnter Kraft gingen nieder, in kurzem wäre unser einstmalig blühender Planet ein einziges Riesentrümmerfeld.

„Schön sind die Mädel in Prag“. Im Wiener Morgen dichtet jemand: Ich fühle mich physisch und psychisch bedrückt — Und werde wahrscheinlich in Bälde verrückt, — Die Glieder versagen, das Anliß wird bleich, — Mein Hirn ist schon ziemlich vertrottelt und weich, — Ich gloze geängstigt, gejagt und stupid, — Wohin ich mich wende, verfolgt mich ein Lied, — Es dröhnt in den Ohren bei Nacht und bei Tag — Und alles plärrt: „Schön sind die Mädel von Prag“. — Im Wald, auf der Wiese, im Haus, auf dem Dach, — Im Stall, im Büro, und im Ehegemach, — Im Keller, im Kino, in der Bar, im Café, auf jeder erreichbaren Wienerwaldhöhe, — In Tibet, in Peking, auf Java, am Pol, — In Sing, in Timbuku, im schönen Tirol, — bei Kaffern und Türken, in Grönland sogar, — in Caslau, Kamchatka, in Südzanzibar, — an jedem

erreichbaren menschlichen Ort, — In jedem Palast und in jedem Abort — Singt alles, mich trifft vor Verzweiflung der Schlag, — Den grauslichen Schmarren von den Mädeln in Prag. — Und wo man die scheußliche Weiße vernimmt, — Ist alles entzückt und erhaben gestimmt, — Das Publikum singt wie berauscht und verhezt — Den Gipfel des Stumpfsinns, den herrlichen Tergl! — Warum sind die böhmischen Mädeln bei Nacht — Aus Marzipan doppelt so süß angemacht? — Warum sind sie weiß und warum sind sie rot? — Sie kennen gewiß keine Povidlnot! — Wenn so eine Jungfrau von Reizen beschwingt, — Zwölf Topfengolatschen auf einmal verschlingt, — Und wenn aus dem Goshertl, o süß und vertraut — Ein ganzes beträchtliches Schinkenbein schaut — Und wenn sie dann rund wie ein Wopserl gespickt, — Zur Sünde verlockt und die Sinnlichkeit zwick, — Dann werden den Wienern die Köpfe verdreht, — Vorans dann ein Lied wie ein solches entsteht! — Obzwar mir die Sache erst heiter erschien, — So frag ich: Was ist's mit den Mädeln von Wien? — Wodurch ward das Rätsel gelöst und erhellt? — Vielleicht durch das tschechoslowakische Geld; — Das, wenn man die Sache begreift und versteht, — den Wert und die Reize der Weiber erhöht! — Wir singen von Mädeln, doch ist wie mir scheint, — die tschechoslowakische Krone gemeint! — So kann man die Seele der Volkskunst perfekt — Erkennen im Stumpfsinn, der gar nichts bezweckt — Und der doch voll heimlich verborgener List — Ein Spiegel, der immer die Wahrheit sagt, ist, — Der gar nichts beschönigt und gar nichts verschweigt, — Im lustigen Bild unsre Armut uns zeigt!

(Der Fund im Scaligergrab.) Gelegenheitlich der Dante-Jubiläumsfeier hatte man auch das Grab des Can Grande della Scala geöffnet, der von 1311 bis 1329 als Podesta von Verona geherrscht und an dessen Hof eine Zeitlang der aus seiner Heimat verwiesene Dante gelebt hatte. Man schritt zur Öffnung des Grabes des großen Schützers des Dichters, um sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob das Gerücht auf Wahrheit beruhe, das besagt, das Grab sei während der napoleonischen Herrschaft geplündert worden. Ein Augenzeuge, der der Öffnung beiwohnte, gibt in einer italienischen Zeitschrift einen Bericht über den ans Wunderbare grenzenden Befund der Leiche. Statt vermuteter Knochenreste erschien der Körper des Can Grande in der Majestät einer lebenatmenden Erscheinung. Die Arme waren über der Brust gekreuzt und hielten noch die aromatischen Kräuter, die man dem Toten mitgegeben hatte. Die rechte Hand, die so oft siegreich das Schwert gehandhabt hatte, war mit den gespreizten Fingern und den Fingernägeln vollkommen erhalten. Das Haupt, das in ein die veronesische Farben Gelb und Blau zeigendes Tuch eingehüllt war, war nicht zum Totenschädel eingetrocknet, sondern zeigte ein volles Gesicht mit offenen Augen, die ein erstaunlicher Anblick, im Dunkel der Pupille noch das Licht, das sie empfangen hatten, festzuhalten schienen. Den Nacken umgab ein Kranz dunkelblonder Haare. Die Leiche ruhte auf einer großen und tadellos erhaltenen Decke von grünem Seidenstoff, in dem silberne Ornamente und Goldblumen eingewirkt waren. Das gewaltige Schlachtschwert lag an der Seite des großen Podesta in der goldenen Scheide, in die Kleeblätter aus gleichem Metall eingelegt waren. Die Leiche hatte nur noch ein unglaublich geringes Gewicht und maß vom Scheitel bis zur Sohle 1 82 Meter. Der Maler Dell' Oca Bianchini, der sich unter den Anwesenden befand, machte nach der Natur eine Skizze, um den wunderbaren Befund im Bilde festzuhalten.

Eine fidele Amme. Der bekannte Pariser Chroniqueur Clement Bantel veröffentlicht im Journal folgendes amüsante Schreiben des Zeichners Job: „Das ist eine wahre Geschichte. Eine Freundin meiner Tochter geht ins Theater, nachdem sie ihr Baby der Obhut der Amme überlassen hat, in die sie volles Vertrauen setzt. Aus diesem oder jenem Grunde — vielleicht hat das Stück sie tödlich gelangweilt — verläßt die Dame nach dem zweiten Akte das Theater und kehrt heim . . . Niemand zu Hause! Keine Amme! Kein Kind! Hier könnte ich die Fortsetzung in die nächste Nummer vertagen, aber ich ziehe es vor, Ihnen unverweilt die zweite Episode zu erzählen. Die Mutter, von wahnstinnigem Schreck ergriffen, läuft zur Hausbesorgerin. Diese erklärt, daß sie nichts weiß. Aber sie fügt hinzu, die Amme verbringe oft den Abend in einem Volkskaffee lokal nächst dem Sternplatz. Die Dame eilt nach dem Tanzlokal. Hunderte von Paaren tanzen einen konvulsiven Shimmy unter Begleitung der betäubenden Blechmusik des Orchesters. Die Amme ist da!

Sie zappelt in den Armen eines großen Kerls, der einen Backenbart trägt wie ein Richter oder Admiral aus der guten alten Zeit. Die Mutter erwischt sie im Vorbettanzen, entrißt sie ihrem Tänzer und ruft mit dem Akzente der Heroine in den Melodramen des Ambigutheaters: "Glende, was haben Sie mit meinem Kinde getan?" "Seien Sie unbesorgt, Madame! Es schläft ruhig." "Wo?" "Hier!" Und die Amme führt die Mutter in die Garderobe, wo in der Tat das arme Baby schläft, mit einer Nummer auf seinem Bäuchlein, inmitten von Regenschirmen und Ueberkleidern". Zu dieser Geschichte bemerkt Herr Bantel: "Wir haben jetzt die Garderobe für Kinder. Wir werden entschieden echt amerikanisch. Ziehen wir eine Lehre aus diesem Abenteuer. Sollen wir die Kinderbonnen auszanken, die, wenn Madame ausgegangen ist, dem Lockruf des "Dancing" nicht widerstehen und das unbequeme Wickelkind in der Garderobe deponieren? Oder soll man die Fingigkeit des Unternehmers preisen, der die kleinen lebendigen Gegenstände für "25 Centimes pro Stück" in Aufbewahrung nimmt? Es ist richtiger, scheint mir, die Unvorsichtigkeit der Dame zu tadeln, die ins Theater geht, nachdem sie zuvor ihr Kind einer jungen Person anvertraut, die sie in einem Stellenvermittlungsbureau zufällig aufgefunden hat."

Wirtschaft und Verkehr.

Bankerott einer tschechoslowakischen Bank. Die Generalversammlung der Aktionäre der Mährisch-schlesischen Bank in Brünn hat vor einigen Tagen beschlossen, die Anstalt zu liquidieren. Die Ursache der Auflösung bilden große Veruntreuungen, die den Betrag von 148 Millionen tschechischer Kronen ausmachen.

Der jugoslawische Dinar. Wie die Korrespondenz Wien-Express schreibt, wurde der jüngste Sturz des jugoslawischen Dinars nicht so sehr durch Börsenspekulation als dadurch hervorgerufen, daß es ruchbar wurde, daß die frühere Regierung im Einverständnis mit dem tschechischen Bankamt den Rest der Dollaranleihe verbraucht hat, um den Dinarkurs künstlich zu heben.

Vermögensabgabe und Kriegsleihe in der Tschechoslowakei. In Saaz in der Tschechoslowakei fand kürzlich eine Versammlung der deutschen Landwirte statt, die sich mit der Abänderung der Vermögensabgabe in der Tschechoslowakei befaßte, die innerlich unwar, ungerecht und unerträglich sei. Die Versammlung forderte die Umänderung des Vermögensabgabegesetzes und sprach aus, daß eine weitere Zahlung auf die Vermögensabgabe erst erfolgen werde, bis der tschechoslowakische Staat die Kriegsleihe samt allen fälligen Zinsen restlos anerkennt und als Zahlungsmittel auf die Vermögensabgabe zuläßt. Das deutsche Landvolk der Tschechoslowakei sei nicht gewillt, infolge der unerträglichen Lasten für die Vermögensabgabe seinen angestammten Besitz zu verlieren. Es sei vielmehr fest entschlossen, diesmal den Kampf um Sein und Nichtsein aufzunehmen und auszutragen.

Auf der ungarisch-südslawischen Verkehrskonferenz in Ofijek kam es zwischen unserem Staate und Ungarn zu einem befriedigenden Uebereinkommen. Vom 1. Februar des kommenden Jahres an wird der Schnellzugsverkehr zwischen Ofijek und Budapest über Fünfkirchen eingerichtet sein.

Valuta und Äpfel. Die Nova Europa schreibt: Das arme Oesterreich schlägt uns trotz seiner armfeligen Valuta noch immer und zwar mit unseren eigenen Äpfeln. Wenn man von Wien nach

Jugoslawien heimkehrt, kann man an der österreichischen Grenze acht gute slowenische Äpfel um 1000 österreichische Kronen kaufen, eine Viertelstunde später, auf unserer Seite in Maribor, bietet man von denselben Äpfeln, die vielleicht auf demselben Baume gewachsen sind, drei um einen Dinar, also drei um 1000 österreichische Kronen, an.

Die herabgesetzten Frachttarife für die Ausfuhr von Wein gelten auch auf den Strecken der Südbahn unter der Bedingung, daß auf den Stationen dieser Bahn ebenso wie auf den Stationen der Staatsbahn der Wein mit dem an die Bestimmungsstation im Auslande ausgestellten direkten Frachtbriefe übergeben wird.

Totenliste, November 1922.

In der Stadt: Hedwig Bertold, 4 J., Schriftführerkind aus Celje; Cirila Zupančič, 20 J., Kaufmannslochter aus Celje; Karl Kurbus, 4 Tage, Dienstbotenkind. — Im Invalidenhaus: Franz Erdani, 34 J., Invalid. — Im Krankenlenkhaus: Anton Taškar, 28 J., Zementfabriksarbeiter aus Trbovlje; Johann Wsenek, 56 J., Köhler aus Jurkločar; Katharina Centrich, 44 J., Tagelöhnerin aus Brezje; Katharina Remec, 66 J., Tagelöhnerin aus Sv. Pavel; Georg Sekirnik, 73 J., Schuhmacher aus Celje; Bartimä Debelak, 60 J., Tagelöhner aus Babno; Theresia Ribezl, 61 J., Arbeiterin, Otolica Celje; Karl Widlein, 46 J., Ingenieur aus Polzela; Theresia Bončina, 70 J., Stadtarne aus Celje; Alfons Smolniter, 27 J., Buchhalter aus Celje; Jakob Korent, 73 J., Tagelöhner aus Celje; Karl Osteršič, 26 J., Tischler aus Marjagrabec; Maria Petek, 71 J., Tagelöhnerin aus Levc; Bartimä Topolšič, 80 J., Schuhmacher aus Dobrna; Antonia Mozer, 57 J., Säglersgattin aus Frankolovo; Ursula Tansel, 59 J., Gemeindefarme aus Slivnica; Maria Podlesnik, 41 J., Diensthote aus Sv. Pavel pri Prebolbu.

Tragen Sie der vielen Vorteile wegen **PALMA** Kautschuk Absätze und Sohlen



Komplette maschinelle Einrichtung einer Ziegelei
zu verkaufen. Anfragen an Frau Krättner, Salzburg-Nonntal, Oesterreich.

Sehr gut erhaltener **Mädchenpaletot**
2 weisse Pelzgarnituren, sind billig abzugeben. Glavni trg 3, II. Stock.

Kleines Häuschen
mit grösserem Garten oder etwas Grund, in der Umgebung Celje zu pachten gesucht. Gefällige Anträge an die Verwaltung des Blattes. 28476

Trockenes Buchenbrennholz
gesägt und gehackt, verkauft im Kleinen wie ganze Fuhren zu ermässigten Preisen die Holzhandlung **Brata Batič Savinjsko nabrežje und Ljubljanska cesta 14.**

Möbl. Zimmer
eventuell mit Verpflegung, sucht junger Herr. Anträge an die Verwaltung des Blattes. 28483

Weinfässer
jeder Grösse, verkauft solange der Vorrat reicht, die Firma J. Augustin, Ljubljana, Sp. Šiška, Sv. Jerneja cesta 231.

Postsparkasse Nr. 10.808 Ljubljana
Fernruf Nr. 21

Vereinsbuchdruckerei Seleja

Herstellung von Druckarbeiten wie: Werke, Zeitschriften, Broschüren, Rechnungen, Briefpapiere, Kuverts, Tabellen, Speisentarife, Geschäfts- und Besuchskarten, Etiketten, Lohnlisten, Programme, Diplome, Plakate

Inseratenannahmestelle für die **Gillier Zeitung**

Vermählungsanzeigen, Siegelmarken, Bolletten, Trauerparten, Preislisten, Durchschreibbücher, Drucksachen für Aemter, Aerzte, Handel, Industrie, Gewerbe, Landwirtschaft u. Private in bester und solider Ausführung.

Prešernova ulica Nr. 5

Der Spar- und Vorschussverein

r. G. m. u. H.

in Celje

im eigenen Hause Glavni trg 15
verzinst

Spareinlagen mit 5%

täglich verfügbar.

Bei ein- bzw. dreimonatlicher Kündigung höhere Verzinsung
Gewährt Bürgschafts- und Hypothekendarlehen sowie Kontokorrentkredite mit entsprechender Sicherstellung unter den günstigsten Bedingungen.



Regelmässige Verbindung von Bremen über Southampton, Cherbourg nach New York durch die prachtvollen amerikanischen Regierungsdampfer der United States Lines

Nächste Abfahrten:

America 3. Jan. 7. Febr.
President Harding . . . 6. Jan. 14. Febr.
President Roosevelt . . 17. Jan. 28. Febr.
George Washington . . 21. Febr. 28. März

Verlangen Sie Prospekte und Segellisten Nr. 144

UNITED STATES LINES

Beograd, Travnička ul. 1
und alle bedeutenden Reisebüros

856

Schreibmaschinen

fabriksneue und gebrauchte Maschinen

Farbbänder, Kohlenpapier, Durchschlagpapier, Reparaturen

Ant. Rud. Legat, Maribor

Slovenska ulica 7, Telephon 100

Schnupfen? Kopfschmerzen?

Zahnschmerzen? Gliederreissen? Versagen oft Muskeln und Nerven? Ein Gefühl des Wohlbehagens bringt das echte Feller's Elsäftid! Das beste schmerzstillende erfrischende und stärkende Hausmittel und seit 25 Jahren beliebte Kosmetikum zur Haut-, Haar- und Mundpflege! Weitaus stärker, ausgiebiger und besser als Franzbranntwein! Samt Packung und Postporto 3 Doppelflaschen oder 1 Spezialflasche 24 Din, 36 Doppelflaschen oder 12 Spezialflaschen 208 Din und 5% Zuschlag versendet Apotheke Eugen V. Feller, Stubica donja, Elsaplatz Nr. 335, Kroatien.

Behördl. konzess.

Haus- u. Realitäten-Verkehrs-Bureau

Ant. P. Arzenšek

CELJE, Kralja Petra cesta Nr. 22
vermittelt

Verkäufe sowie Ankäufe von Häusern, Villen, Schlössern, Grundbesitzen, Fabriken usw. reell und zu den kulantesten Bedingungen.

E. BERNA, Celje, Kralj Petrova cesta 10

empfiehlt sein reichhaltiges Lager in Herren-, Damen- und Kinderschuh



Niederlage von

BERSON

Gummiabsatz und Sohle



erhalten Ihr Schuhwerk dauerhaft und elegant

welche billiger sind als Lederdoppler.

Nr.	33-36	36-38	39-40	41-42	43-46	47-48
K:	28.—	36.—	40.—	52.—	60.—	72.—

Das beste und praktischste Weihnachts- und Neujahrgeschenk ist eine

Amerikanische Singer-Nähmaschine

erhältlich in unserem eigenen neuen Verkaufslokale in

Maribor, Šolska ulica 2.
Vertreter für Celje
Josip Rojc, Mechaniker
Prešernova ulica 16.

- Singer-Nadeln
- Singer-Oel
- Singer-Zwirn
- Singer-Ersatzbestandteile usw.
- Singer-Nähmaschinen für Familien wie auch für alle gewerbliche Zwecke.

Verkauf gegen monatliche Raten (24 Monate)

Eigene Mechanikerwerkstätte für die Reparatur aller Systeme von Nähmaschinen.
Vertretung in allen grösseren Städten.

Lungenschwindsucht.

Dr. Pečnik ordiniert für Lungenkranke ausser Dienstags und Freitags täglich in Sv. Jurij ob j. ž. bei Celje.
Leset seine 3 Bücher über Lungenschwindsucht.

Herrn Apotheker Gabriel Piccoli in Ljubljana. Auf Grund der chemischen und mikroskopischen Untersuchungen kann Dr. Piccoli's Viehnährpulver

REDIN

als ein vorzügliches Nährpulver bezeichnet werden; es ist das beste von dem mir bisher zur Untersuchung eingeschickten Viehnährpulvern. Dr. Ernst Kramer, Direktor der Landwirtschaftlich-chemischen Versuchsstation für Krain in Ljubljana. Aufträge werden prompt gegen Nachnahme ausgeführt.

Kundmachung.

Wir beehren uns hiemit bekannt zu geben, dass wir für Celje und Umgebung ein

Annoncen- u. Reklamebüro

eröffnet haben und empfehlen uns allen geehrten Herren Kaufleuten, Gewerbetreibenden und dem übrigen p. t. Publikum zur Uebernahme und besten Durchführung aller in dieses Fach einschlägigen Aufträge Reellste Bedienung. Originalpreise ohne jeden Aufschlag.

F. Jager & Comp., Celje
Kralja Petra cesta 22.

Zu verkaufen einstöckiges Haus in Ptuj

mit Geschäftslokalen und grossem Hof, auf verkehrsreichem Posten. Anzufragen beim Eigentümer, Ptuj, Miklošičeva ulica 18/l.

Bonbonkocher (Zuckersieder)

der am offenen Feuer trockene Ware erzeugen kann, findet dauernde Stellung. Offerte mit Zeugnisabschrift und Gehaltsanspruch sind einzusenden an die Verwaltung des Blattes. 28482

M. Fröhlich, Kürschnerei u. Kappen-Erzeugung

Kralj Petrova cesta Nr. 11:

Erlaube mir die geehrten Kunden aufmerksam zu machen, dass ich alle Ausrüstungsartikel lagernd habe. Erzeugt werden alle Gattungen Uniformkappen für Militär, Eisenbahner, Polizei, Gendarmerie, Finanz, Post, Aufseher und Feuerwehr nach Vorschrift, sowie alle Arten Herren-, Damen- und Kinder-Sportkappen u. s. w. Grosse Auswahl in Pelzwaren. Pelzfaçonierungen jeder Art werden nach Wunsch angefertigt, sowie Bestellungen prompt und billigst ausgeführt. Lichte Pelze werden geputzt und über den Sommer zur Aufbewahrung genommen. Rohwaren jeder Art werden gegerbt. Felle werden zum Färben übernommen. Rohfelle werden zu Tagespreisen eingekauft.
Grosses Lager von Herrenhüten, Krawatten etc.

Patria Casino

Grande Liqueur surfine, Crème de Cacao, Sherry Brandy, Orangette, Anisette, Moeca.

Liqueur superfine Crème de Cacao Chouao à la Vanille
Marke Levert & Schudel, Holland Curaçao triple sec, Half om Half.
Liqueur Benedicti für extract praep. libae.
„Patria“-Cognac Medicinal Vieux old, reines Weindestillat
en gros und en detail zu haben bei
GUSTAV STIGER, CELJE